Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Aus der Ehewelt.

Roman

von

T. S. Braun.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1868.

1.

Die Regierungsräthin Beda und ihre Cousine Esther hatten den Nachmittag, mit Handarbeit und Lesen still beschäftigt, im Zimmer zugebracht. Nach lang anhaltender Schwüle war vor wenig Stunden ein Gewitter heraufgezogen und hatte unter heftigen Donnerschlägen mit sanft geschäftigem Regen Luft und Boden erfrischt. Die Blumen in den Töpfen an den geöffneten Fenstern schüttelten sich wonnig im leichten Winde und fingen schmachtend die einzelnen Regentröpfchen auf, welche er ihnen freundlich zuführte.

Esther ließ das Buch sinken, in welchem sie noch geblättert, nachdem sie vorzulesen aufgehört, und wandte den Blick zum Fenster hinaus, an den Himmel, wo die Wolken brachen und das erste Stückchen Blau erschien. Die Regierungsräthin erhob sich und trat an das Fenster. Auch sie richtete ihre Blicke zu den Wolken empor und blieb unbeweglich, als gälte es, den Flug dieser luftigen Kinder zu verfol=

gen und das Ziel ihrer Wanderung zu erspähen. Jetzt schlang sie die Finger ihrer niederhängenden Hände sanft in einander und schien einen Augenblick sie fester zu pressen, wie in steigender Empfindung des Busens, der sich leise und lange hob, als sollte ein erdrückter Seufzer ihn sprengen. Das sanfte Antlitz verrieth jedoch keine Bewegung, und nur das aufwärts gerichtete Auge schien einen Augenblick dunkler aufzuglühen.

Als Esther herantrat, verhüllten die sich senkenden Wimpern die räthselreiche Tiefe dieses unbelauschten Aufblickens, und die verschlungenen Hände lösend, legte Leoni den Arm um die schlanke Gestalt der jungen Gefährtin und lehnte mit ihr sich über die Fensterbrüstung hinaus. Sie blickten nieder auf die Straße, wo die raschen Gewässer sich eilfertig verliefen und die Menschen, ihre Regenschirme zusammenfaltend, aufschauten und langsam gingen, um die Erquickung der regendurchfrischten Luft länger zu athmen.

Esther streckte die Hand weit aus dem Fenster und fing lächelnd die Tropfen auf, welche vom Dache fielen. „Ach,“ sagte sie freudig und verrieb die feuchten Tropfen in den Fingern, „nun streifen wir bald die dumpfe Stubenluft wie einen schweren Puppenleib von uns, thun unsere Schwingen auf und flattern über Wiesen und Felder! Nicht, Leoni?“

Sie schaute fragend zu der Gefährtin auf.

Leoni's Angesicht überfloß in diesem Moment eine

dunkle Gluth, und in den sonst so stillen Zügen regte sich ein Leben, das Esther neu und überraschend erschien. Langsam breitete sie zugleich beide Arme aus und erhob sie mit dem Ausdruck heißer, inbrünstiger Sehnsucht zum Himmel, dann ließ sie sie sinken und blickte einige Augenblicke träumerisch vor sich nieder.

„Ja, wir streifen den schweren Puppenleib von uns und flattern über Wiesen und Felder," wiederholte sie nun, indem ihre Stimme mit jedem Worte sich mehr erhob und das tiefblaue Auge freier blitzte, „und morgen früh ziehen wir aus und wandern nach dem Weinberge. Dort bleiben wir, bis Max von seiner Reise nach Hause kehrt. Das Wetter verspricht herrlich zu werden, wir wollen die drei Tage verschwelgen wie die Kinder und Alles zurücklassen, was Sorge heißt."

„Ja, das wollen wir," stimmte Esther fröhlich ein, während sie Beide in ihrer Freude sich umschlangen, und setzte lachend hinzu: „Zum Glück brauchen wir da nicht allzu viel daheim zu lassen; wir tragen Beide nicht schwer an unserer Sorgenlast. Du hast zu allen guten Verhältnissen einen geliebten Mann, auf dessen Bekanntschaft ich beiläufig gesagt äußerst begierig bin, und ich stehe lustig mit untergeschlagenen Armen auf der Höhe meiner Jugendzeit und erwarte das Leben."

„Jawohl," entgegnete Leoni, sich aus der Umschlingung der Freundin aufrichtend, „es klang recht bombastisch, als ich von dem Daheimlassen der Sor-

gen sprach, und konnte sich doch nur auf untergeordnete Kleinigkeiten beziehen, deren man wohl einmal müde wird; aber Du weißt noch gar nicht, wie sehr ich das Landleben liebe! Ich denke mir's ganz entzückend, so allein mit Dir in voller Ungebundenheit durch Wald und Flur zu streifen und —"

„Nun, und?" fragte Esther die Stockende.

„Ich weiß nicht, was ich sagen wollte," brach Leoni ab und lehnte sich wieder zum Fenster hinaus.

„Nun, so will ich das „und" in meinem Sinne ergänzen," fuhr Esther fort, „und also, ich hoffe, Du sollst mich dabei noch etwas lieber gewinnen wie bisher. Du bist seit den drei Wochen meines Aufenthalts bei Dir so engelgut und lieb zu mir wie eine Schwester, und doch ist es mir noch nicht gelungen, eine letzte Schranke in Deinem Herzen zu erstürmen. Versteh' mich recht," bat sie schmeichelnd und schmiegte ihre zierliche Gestalt an die höhere, kräftigere ihrer Cousine, „ich meine nicht, ich hätte ein Recht an Dein unbedingtes Vertrauen, das gehört Deinem Manne — Du magst mir verschweigen was Du willst; nur daß ich vor Dir, die ich mit so inniger Liebe und Verehrung umfasse, trotz Deines klaren, lichten Wesens wie vor einem ungelösten Räthsel kopfzerbrechend stehe, das ist's, was mich drückt und befremdet. Du sagst, es störe Dich nicht, daß ich zehn Jahre jünger als Du, wir werden des Austausches unserer Gedanken nicht müde, ich fühle mich so wohl, so frei bei Dir, bin mir Deines Verständnisses so klar bewußt,

Du bist so hingebend und liebevoll — und dennoch — gerade wenn Du am meisten zu erwarmen scheinst, wirst Du plötzlich stumm und träumerisch, scheinst zu vergessen, was wir soeben gesprochen, und schließest Dich wie eine Sensitive vor meiner Berührung." Sie schwieg und schaute forschend zu der Freundin auf.

Leoni hatte unbeweglich gestanden und zu Boden geschaut. „Gewiß, Du täuschest Dich," erwiderte sie jetzt sich aufraffend, „wir wollen gelegentlich weiter darüber reden, jetzt aber laß uns schnell die letzte Hand an die Vorkehrungen für Maxens Rückkehr legen, damit nichts versäumt wird, wenn wir die letzten Tage vor seiner Ankunft abwesend sind. Ich will meine Gedanken recht zusammennehmen, um alle seine Wünsche zu errathen und ihm zu zeigen, wie froh mich seine Heimkehr macht — und —" — sie blieb zögernd stehen und schaute bittend auf die Freundin, indeß ein feuchter Schmelz ihren Blick umflorte, — „und zürne mir doch nicht, liebe Esther, ich habe Dich ja so sehr lieb." Sie drückte einen Kuß auf des Mädchens Stirn und verließ eilig das Zimmer.

Esther blickte ihr sinnend nach.

„So entgleitet sie mir stets," mußte sie denken, „und läßt es zweifelhaft, ob sie einen Theil ihres Wesens mir absichtlich verschleiert, oder ob sie an unmotivirten Stimmungen leidet und selbst nicht Rechenschaft über den jähen Wechsel derselben zu geben weiß, welcher stets gerade in den ernstesten

Momenten einzutreten pflegt. — Ich will mich indeß doch hüten, diese Sache zu meinem ferneren Studium zu machen; es könnte Leoni quälen und scheu machen. Vielleicht täusche ich mich auch wirklich nur."

Damit eilte sie ihr nach und suchte durch fröhlich geleistete Hülfe den leichten Schatten wieder zu bannen, welchen das gehaltene Gespräch auf Leoni's Stirn zurückgelassen. Der Abend verging über den Vorbereitungen zum Empfange des Regierungsrathes. Der Schreibtisch, das ausschließliche Gebiet Leoni's im Reiche der Ordnungsherstellung, wurde sauber abgestäubt und mit einer Decke verhüllt, frische Vorhänge an den blankgeputzten Fenstern aufgesteckt und die bereits von geeigneten Händen ausgeklopften und abgestäubten Bücher nach Leoni's Angabe aus dem Kataloge in geordneten Reihen aufgestellt. Das war eine ermüdende Arbeit, und da man andern Tages früh heraus wollte, um den Weg nach dem eine Stunde entfernten Weinberge anzutreten, war man genöthigt zur Ruhe zu gehen, sobald das Werk gethan war.

Der Tag nach dem Gewitter erfüllte alle auf ihn gesetzten Hoffnungen im reichsten Maße. Die Hitze, unter welcher Alles, was Leben hatte, wochenlang geschmachtet, war gebrochen, mild der Strahl der Sonne, Kühlung spendend der Schatten, und der leichte Morgenwind, welcher die Gärten der Vorstadt umspielte, trug den Vorübergehenden die Düfte der Blumenbeete zu.

Zwei Frauen in einfachen weißen Kleidern kamen bald nach Sonnenaufgang die Straße zwischen den Gärten herauf, in welcher die Wohnhäuser und Villen ein Stück von der Straße zurückstanden, als ob sie dem Staube und Lärmen ausgewichen wären, und rings von lachendem Grün und buntem Blüthenschmelz umgeben waren.

„O sieh', diese köstlichen Rosen!“ rief Esther, nach dem Beete in den Anlagen einer der schönsten Villen deutend, auf welchem die edelsten Exemplare dieser Blumengattung an sorgfältig gehaltenen Stöcken blühten. Sie stützte den Arm auf das Staket und das Kinn in die Hand und verweilte in dem Anblick versunken.

„Ich erkenne von all' diesen Wundern der Schönheit doch jener rothen den Preis zu,“ fuhr sie nach näherer Prüfung fort, „welche diese Nacht erst in ihrer makellosen Fülle aufgeblüht sein kann und deren rosiges Incarnat der Thau des Himmels mit seinen blitzenden Perlen besät. Sahst Du wohl je etwas Schöneres, Leoni?“

„Sie ist in der That märchenschön, wie — das Ideal der Liebe, das in den Herzen der Menschen wohnt,“ erwiderte Leoni. „Wer aber mitten im Leben steht, seinen Freuden und seinem Ernste mit praktischem Bewußtsein in's Auge schaut,“ — Esther schaute die Sprechende groß an; was war das wieder? — „der steht,“ fuhr Leoni fort, indem sie erröthete, „wohl jener weißen näher und läßt seinen Blick dar=

ein versinken wie in ein treues Schwesterauge, denn sie ist schön und rein und zart — so zart, daß sie die Rosen ihres Blutes in ihr Kelchherz gebannt hält vor dem Kuß der Sonne und dem Wehen der Winde, wie das Menschenherz vor der rauhen Außenwelt seine heiligsten Gluthen in sich verschließt."

Sinnend hingen beider Blicke und vergleichend an den Rosen, als aus einer verdeckten Laube in ihrer unmittelbaren Nähe ein alter Herr nach dem Rosenbeete schritt. Er zog, während er die wenigen Schritte that, ein Messer hervor und schnitt zur unsagbaren Ueberraschung der Frauen die eben besprochenen beiden Rosen von den Stöcken, und sie sorgsam in der Hand tragend, um die Thauperlen nicht zu verschütten, wandte er sich den Damen zu, welche fast erschrocken sich zurückziehen wollten, als er schon vor ihnen stand und Leoni die weiße und Esther die rothe mit artiger Verbeugung überreichte. „Wer vermöchte noch diesen Blüthen eine höhere Gerechtigkeit widerfahren lassen?" sprach er freundlich, „sie haben genug gelebt!" Und bevor sie noch anders als durch ein halb schüchternes halb freudiges Erröthen ihm gedankt, hatte sich der alte Herr zurückgezogen und war in den Gängen des Gartens verschwunden.

„Nun, wenn das die Einleitung für unsern ganzen Tag ist, so muß er entzückend werden," jubelte Esther, die Rose an ihrem Busen befestigend, damit der Rand ihres Hutes sie auf der weiten Wanderung beschatte. „Alter Herr, Dein Kopf ist grau, Dein

Geist aber ist jung und hat nicht verlernt, wie Jugend redet und denkt, und so weiß er auch unsern Dank, ohne daß wir ihn gesprochen. Komm, Leoni, meine Füße wollen hüpfen in Fröhlichkeit, ich kann nicht stehen und zögern mehr, es fließt ein Zauber der Lust aus dieser Rose an meiner Brust — ich habe tausend Freude an diesem kleinen Erlebniß."

Sie zog Leoni, die noch nachdenklich stand, unter Scherzen und Lachen weiter, und in den heitersten Gesprächen schritten sie durch die Vorstadt hinaus, zwischen die Felder, die garbenschwer der Ernte entgegenreiften. Die Kühle der frühen Morgenstunde beflügelte ihren Schritt, und kaum waren sie eine Stunde durch die schattenden Obstbaumalleen, welche die Felder durchschnitten, gewandert, als sie des Weinberges ansichtig wurden.

Der Besitzer eines großen Rittergutes in dieser wald- und wiesenreichen Gegend Niederschlesiens hatte aus einem sandigen Hügel einen fruchtreichen Weinberg geschaffen und auf seiner Höhe ein Schweizerhaus erbaut. Auf dem dunklen Hintergrunde der Kieferwaldungen, welche den Horizont im Halbkreise nah begränzten, hob es sich licht und freundlich hervor und schaute weit über die offenen Wiesen mit ihren buschigen Gruppen und weidenden Heerden bis zu den ausgedehnten Parkanlagen hinüber, welche das Schloß des Besitzers mit laubiger Fülle verhüllten.

Im Erdgeschoß des Schweizerhäuschens wohnte der Winzer, die oberen Gemächer waren für die Be-

suche der Schloßherrschaft geschmackvoll und wohnlich eingerichtet. Die Frau des Besitzers war eine entfernte Verwandte Leoni's, und Letztere hatte ein- für allemal die Erlaubniß, sich's auf dem lieblichen Punkte nach Gefallen bequem zu machen. Gegenwärtig waren die Besitzer auf Reisen, und da auch Leoni's Gatte theils in Geschäften, theils um einen Jugendfreund wiederzusehen, abwesend war, und das Wetter so herrlich, daß es in der Stadt kaum auszuhalten, wenn man nur einigen Sinn für Natur besaß, auch Esther's liebe Nähe und gleiche Sehnsucht den letzten Zweifel hob, so hatte Leoni sich der Erlaubniß, den Weinberg zu besuchen, plötzlich erinnert und nicht gezögert, den Gedanken zur That werden zu lassen.

Es war eine rechte Mädchenlust, so ohne Sack und Pack in die Poesie eines solchen Aufenthaltes hineinzulaufen, allen Gedanken freien Tanz zu gönnen und Schönheit und Lust zu trinken allüberall, wo die seligen Blicke sich festsogen an dem Gottesantlitz der Natur.

Leoni, die sonst so gehaltene, ruhige, schien ganz verjüngt. Niemand hätte in diesem Augenblick an ihre dreißig Jahre geglaubt, welche man ihr sonst willig zuerkannte. Gewöhnlich hatte ihr Schritt und ihre Haltung etwas Ernstes, Besonnenes, jetzt eilte sie wie beflügelt dahin, sprang über Gräben einer Blume nach, schmückte ihren Hut mit grünen Ranken und trällerte fröhliche Liedchen in den hellen Morgen hinein.

In so freier glücklicher Stimmung hatten sie ihr Ziel erreicht und stiegen eilenden Fußes den Hügel hinan. Die Sonne war noch nicht hoch über den Saum des Waldes heraufgestiegen, die Wangen der beiden Wandernden glühten, mehr von der frohen Erregtheit, als von der Gluth ihres Strahles. Obwohl man sich in der Mitte des August befand, hatte das Gewitter am gestrigen Tage doch eine nachhaltige Abkühlung bewirkt, welche um so wohlthätiger war, je länger man vorher in Hitze und Trockenheit geschmachtet.

Der Winzer und seine Frau hießen die beiden Ankömmlinge herzlich willkommen. In der einförmigen Abgeschiedenheit ihres Alltagslebens begrüßten sie ihre Erscheinung als Extraerfrischung. Wer lachte wohl heiterer, blühend schöner Jugend nicht froh entgegen, wo sie sich zeigt? Und sind wir auch alt wie das ehrwürdige Winzerpaar, und unsere eigene Jugend ist todt, so lebt sie doch auf in uns bei dem Verkehr mit der Jugend, wie eine verklungene Sage von ergreifender Gewalt, und erschließt uns die längst begrabenen Schätze, daß wir sie funkeln sehen in ihrem goldenen Lichte, in welchem auch wir einstmals wandelten und das uns die Schatten des Daseins verbarg. Und je heiterer die Lust auf der Stirn der Jugend, je sorgloser ihr Sinn, je zuversichtlicher ihr Muth, je blühender ihre Schönheit, — desto tiefere Rührung ergreift unser Herz bei ihrem Anblick. Wir zittern, diesen Muth gebrochen, diese Rosen der Wangen ge=

bleicht, diese selige Lust ertödtet zu sehen, und unser ganzes Empfinden wird zum Gebet um Schutz und Barmherzigkeit, um ein wenig Glück, das ihr begeistertes Streben fördert, um die stählerne Kraft der Seele, welche die Pfeile des Schicksals machtlos abprallen läßt, und vor Allem um Liebe, die ihre wonnigen Träume zu seliger Wahrheit macht.

Es war sicher ein verwandtes, wenn auch halb unbewußtes Gefühl, welches der wettergebräunten Matrone mitten in ihrer freudig redseligen Bewillkommnung das Auge feuchtete. Der Winzer hatte sich bereits seiner gewohnten Beschäftigung wieder zugewendet, indeß die Frau ihre unerwarteten Gäste die Stiege hinaufgeleitete, in die Zimmer, welche sich sauber und geordnet erwiesen, als seien sie für den Besuch eigens hergerichtet. Dennoch strich die Alte geschäftig mit der Schürze über Tische und Sessel, öffnete die auf die Gallerie hinausführenden Glasthüren, schloß die Fenster und bot dabei an, was Küche und Keller vermochten. Frische Kartoffeln gäbe es auch schon, sagte sie, und Eier legten die Hühner alle Tage wie im Frühjahr; die Vorwerkshühner thäten es ihnen nicht zuvor. Samstags liefere sie allemal gut drei Mandel auf's Schloß und habe doch nicht mehr als neun Legehühner. Zwei seien noch außerdem, die möchten nicht mehr viel legen, die sollten geschlachtet werden und würden eine gar gute Suppe geben, denn sie seien schöne, fette Hühner, und sie wollte

nur gleich gehen und die eine auf morgen für die lieben Gäste herrichten.

Sie wollte sich eilfertig entfernen, aber sie stand wieder und horchte auf die freundlichen Reden und den Dank der Damen, und der feuchte Glanz in ihren Augen wurde mit einem Mal zur Thräne, die sie mit dem Schürzenzipfel trocknete.

„Ach, du meine Güte," sagte sie seufzend, indem ihre Blicke auf Esther hafteten, „ist mir's doch, als sei meine Rosel aus dem Grabe aufgestanden und wieder leibhaftig bei mir eingekehrt. Sie war auch so ein schmuckes Dirnel, und ihre Augen lachten wie die Nelken am Stocke, bis sie sich hat in's Grab geweint vor der Zeit um den schlechten Menschen, der's nicht werth war und der gethan hat, ehe sie ihn nahm, als ob er ihr alle Hände unterbreiten wollt' und als ob er nichts Lieberes kennte als die Rosel, und wie sie's ihm hat geglaubt und hat ihn genommen, denn er hatte ein hübsches Heimwesen geerbt vom Vater, Haus und Hof und Acker dabei, da hat sie ihm Alles ordentlich gehalten, denn sie war eine tüchtige Wirthin und hatte drei Jahre als Viehschleußerin auf dem Schloßhofe gedient, wenn sie gleich noch jung war, und wußte im Hause und in den Ställen Bescheid und auch mit der Feldarbeit, und hat nicht geruht spät und früh, denn sie war gesund und rasch wie der Blitz.

„Aber es dauerte nicht ein Jahr, da hing er sich an schlechte Gesellschaft und fing wieder an in's

Wirthshaus zu gehen, was er vordem schon auch gethan hatte und der Rosel versprechen gemußt, daß er's lassen wollte, wenn sie ihn nähme. Da hat er's versprochen, hinter Gott und vor Gott, und sie hat's auch geglaubt, denn es war ein rechter Bursche und konnte sich so stellen. Hernach hat's nicht lange gedauert, da ist er immer wüster geworden und hat sie geschlagen, wenn sie ihm hat zugeredt, er soll's doch gedenken, was er versprochen, und wenn sie nicht hat süße gesehen und gelacht zu Allem, was er hat vorgenommen, da hat er die Mütze vom Nagel gerissen und hat vollends alle Arbeit stehen und liegen lassen und ist in's Wirthshaus gegangen; Nachts ist er betrunken heimgekommen und hat geschlafen bis an den hellen Morgen, derweil das Rosel alle Arbeit that und es ihr's Herz abfraß dabei.

„Und einmal Sonntags, wie sie sein zusammen aus der Kirche gekommen, wo der Pastor hatte so schön geredt, da hat sie sich noch einmal ein Herz gefaßt und hat ihm gesagt, wie sie ihn hab' so lieb gehabt und wie sie ihn wolle immer so lieb haben, wenn er möchte ein rechter Hausvater sein, wie er's versprochen, und das wüste Leben lassen, das sie noch an den Bettelstab thät' bringen. Denn von Trinken und Spielen da würd' der Acker nicht bestellt, und alle Nachbarn hätten schon eingesät, und er solle noch anfangen. Einem rechten Weibe thät's das Herz im Leibe zerreißen, wenn's die liederliche Wirthschaft mit ansehen müßt und wie Alles nicht seine Gerechtigkeit

habe und bei nichts mehr ein Segen sei. Sie könne ihn nicht alleine erhalten, wenn er ihn verjagen thät'.

„Da hat er still gesessen und nicht gemuckst, und sie hat ihm schön gethan und sich gefreut, er hab's eingesehen, und wie der Nachmittag ist gekommen, da hat er nicht anders gekonnt und ist fort in den Kretscham und ist erst am Morgen heimgekommen, und wenn sie gleich gethan hat, als schliefe sie, hat er doch gelärmt und sie geschlagen, daß sie sich hat flüchten müssen auf den Heuboden, und wie sie andern Tags ist blaß und krank 'runter gekommen, da ist sie die Rosel nicht mehr gewesen und hat stille ihre Sache gethan bis zum Herbst, wo das todte Kind ist gekommen, und da hat sie's Friesel gekriegt und ist gestorben."

Hier schwieg die Winzerin. Leoni und Esther schwammen in Thränen über diesen Herzenserguß der armen Frau, welcher sie nichts Tröstliches zu sagen vermochten, und die sich nun seufzend und ihre Augen trocknend entfernte. Schmerzlich bewegt traten die Cousinen auf die Gallerie hinaus und versenkten sich schweigend in den Anblick, welcher sich ihnen bot.

Im heitersten Morgenglanze lagen Wiesen und Waldungen vor ihnen ausgebreitet, schlangen sich die Rebgewinde von Stütze zu Stütze, ihre schwellenden Trauben, dicht gereiht, gleich köstlichen Guirlanden verlockend niederhängend. Drüben auf der Wiese bei den weidenden Kühen saß der Hirtenknabe im Schatten eines Elsenbusches und schnitzte sich eine Pfeife

zurecht, indeß die braunen Kühe die rothen Kleeblüthen gierig verspeisten, welche in großen Gruppen bei einander standen und in der bunt gemischten Farbenfülle der Wiesen Ruhepunkte für das Auge boten.

„Welch' heiterer Friede ruht auf dieser Landschaft,“ sprach Leoni, „und doch wohnt auch hier das Weh und findet das Schicksal seinen Weg zu den Menschenherzen.“

Sie schwiegen wieder und sannen dem Gesagten nach, endlich nahm Esther das Wort:

„Ich muß die arme Mutter noch mehr über die Sache befragen, es thut ihr sichtlich wohl, davon zu reden, und ich muß wissen, ob sie ihn wirklich sehr geliebt hat. Ich kann es kaum glauben, sie hätte sonst müssen das Mittel finden, ihn von dem bösen Wege zurückzurufen. Sagt man doch — und ich glaube an die Wahrheit des Wortes, — die Liebe vermöge Alles.“

Sie schaute zu Leoni auf, als harre sie einer Bestätigung oder Erwiderung; diese aber stand und ließ ihre Blicke wie zerstreut über die Landschaft schweifen.

„Warum sprichst Du nicht, Leoni?“ fuhr Esther fort, „Du, die Du die Liebe kennst und ihre Macht?“

„Wir werden gar zu ernsthaft,“ entgegnete Leoni, sich aufraffend, „und wollten doch scherzen und spielen wie Kinder. Ich bin nicht in der Stimmung, zu philosophiren.“ Sie küßte Esther und schritt auf

der Gallerie weiter, sich um die Ecke des Hauses wendend und so den Blicken Esther's entschwindend.

Esther schaute ihr sinnend nach. Dann strich sie mit der Hand über ihre Stirn, sprang durch das Zimmer, lief die Stiege hinab und trat einen forschenden Rundgang um das Haus an.

Für's Erste guckte sie in alle Fenster des Erdgeschosses. In einigen war es düster und öde, weite Räume mit großen Fässern zum Keltern des Weines lagen dahinter; dann kam die Küche. Auf dem Herde flackerte schon das Feuer lustig und stand die braune Kaffeekanne dabei. Die Winzerin trat eben mit dem Topf voll schäumiger Sahne und dem Schöpflöffel aus der daranstoßenden Milchkammer, in welche das nächste nach Norden gelegene kleine Gitterfenster führte. Da standen die Milchnäpfe wohlgereiht, die gelben Butterstücke auf dem blankgescheuerten Brett, die weißen Käse in dem Fliegenschrank zum Trocknen am offenen Fenster. Esther wurde ganz nachdenklich bei dem Anblick. Sie schaute lange hinein, von der Milch zur Butter, von der Butter zum Käse und von diesem wieder zur Milch zurück.

„Es ist eine Schande," dachte sie, „ich lasse mir bei meinen zwanzig Jahren Milch, Butter und Käse bei jeder Gelegenheit ganz trefflich munden und habe keine Ahnung, wie das alles behandelt wird und zubereitet. Warum bin ich auch niemals bisher auf dem Lande gewesen, ich arme Stadtunke. Das

lern' ich nun hier," rief sie laut und schaute in das nächste Fenster.

Hier war die Stube der Winzerfamilie. Am Tisch in der Ecke saß der Winzer und verzehrte sein Frühstückbrod, das er mit seinem Taschenmesser in große Bissen schnitt, welche er langsam und bedächtig verarbeitete. Von dem einen zum andern verging allemal eine geraume Zeit. „Er mag schon stumpfe Zähne haben, der alte Mann," dachte Esther, die in seinem Rücken ihn unbemerkt beobachten konnte, „und wenn er sein Lebtag soll bei der Arbeit rasch sein, muß er beim Essen sich wohl Zeit nehmen dürfen." Beim vierten Bissen riß ihr die Geduld, obwohl den der Hund bekam, was viel rascher von Statten ging, und mit einem stillen „Wohl bekomm's!" ließ sie ihre Blicke weiter schweifen, zu dem grünen Kachelofen und der schwarzen Katze auf der Ofenbank, die sich träg in der Sonne dehnte, zu der Kette von Zwiebeln und Knoblauch am Nagel neben der Thür und der großen Wanduhr mit lautem Pendelschlage, den hochaufgethürmten Betten mit rothkarrirten Ueberzügen und den vier Bildern darüber an der Wand, welche in buntester Farbenpracht die Jahreszeiten darstellten.

„Wie es im Buche steht," dachte Esther und lachte, daß die rothen Korallenlippen die weißen Zähne enthüllten. „Abends steht gewiß auf dem blanken Tische dort einer der großen Näpfe aus der Milchkammer und Kartoffeln dazu; da eß ich mit."

Sie schritt zum nächsten Fenster. Es ging in

eine Kammer, die Flügel standen weit geöffnet. Ein sauber gemachtes Bett stand zur Rechten an der Wand, zur Linken eine Lade, am Fenster ein kleiner Tisch und ein Schemel. Weinreben umrankten das Fenster, die Morgensonne warf ihr goldenes Licht bis in den Hintergrund der Kammer. Die Lade stand geöffnet, ihr Inhalt war, wie es schien um gelüftet zu werden, an Nägeln rings umher aufgehängt.

„Ach, das ist Rosel's Kammer," dachte Esther, „und die Mutter erhält sie in der alten Ordnung." Sie schaute wehmüthig hinein. Da hing der rothe Rock und das schwarze Mieder und die ausgeschnittene Jacke mit den kleinen Schößen. In der geöffneten Lade lagen die weißen Hemden und die bunten Schürzen mit den langen breiten Bändern sauber gewaschen und geplättet. Aus dem kleinen Beikästchen, dessen aufgehobener Deckel den großen der Lade stützte, blitzten die Granatschnuren neben dem schwarzen Gesangbuch mit Goldrand und den rothen Bändern, welche für Rosel's Zöpfe bestimmt gewesen sein mochten.

Esther schaute noch ein Weilchen so hinein und prüfte Alles, plötzlich schien ihr ein Gedanke zu kommen. Sie schwang sich auf den niedern Fenstersims und erreichte mit Leichtigkeit inwärts den Boden der Kammer, schloß die Jalousien und begann ihre Kleider mit denen Rosel's zu vertauschen. Sie löste das Netz von ihren Haaren, daß sie niederwallten

bis fast zum Fußboden, theilte und durchflocht sie mit den rothen Bändern, hing ihre Kleider an die Nägel und legte dafür die Wäsche aus dem Kasten und Rock und Mieder der jungen Bäuerin an, schlang noch die Granatschnuren um den Hals, band eine weiße Schürze mit großer Schleife auf dem Rücken fest und trat nun vor den kleinen Spiegel, aus welchem ihr Bild ihr fast fremd entgegentrat. Sie lief zur Winzerin in die Küche und rief: „Da, Mutter, jetzt bin ich Deine Tochter, nun laß mich helfen."

Die Winzerin hätte in der Ueberraschung fast das Tablett mit dem Kaffeegeschirr fallen lassen, das sie eben hinauftragen wollte, wenn die Pseudo-Rosel nicht zugegriffen hätte und damit enteilt wäre. „Ich hole gleich Brod und Butter nach," rief sie zurück und trat im Umsehen wieder ein. „Du bist doch nicht bös, Mütterchen, daß ich der Rosel Kleider trage?" schmeichelte sie. „Sieh', ich will ja bei Dir in die Lehre gehen und alle Mägdearbeit lernen, da passen doch meine städtischen Kleider nicht dazu, wenn auch," setzte sie fast erschrocken hinzu, als sie durch das Fenster die Magd gewahrte, welche hochaufgeschürzt den Kuhstall reinigte, „Du mich das Schlimmste nicht wirst thun lassen. Ich will recht anstellig und rüstig sein, wie die Rosel, und Du sollst mir noch viel von ihr erzählen. Schau' mich auch noch einmal recht an, seh' ich denn wirklich der Rosel recht ähnlich? Es sollte mich von Herzen freuen."

Die Winzerin konnte das Mädchen nicht genug betrachten und hatte ihre Freude an dem Scherz und wie die Kleider ihr schön ständen, nur ein bischen völlig, denn die Rosel sei doch stämmiger gewesen, und wenn sie's recht bedenke, bestehe die Aehnlichkeit doch nur in der Jugend, die aus den Augen und dem raschen Wesen schaue.

Esther wollte ihren Scherz vollständig haben und zog die Alte als Zuschauerin mit sich fort, denn als sie vorhin das Kaffeegeschirr hereingetragen, hatte Leoni noch auf der Gallerie gestanden und die Eintretende nicht beachtet. Jetzt saß sie im Zimmer und fragte die voran eintretende Winzerin, ob sie Fräulein Esther nicht gesehen habe? Die Winzerin ging auf den Scherz ein, verneinte und sagte, sie bringe da eine Magd, welche gern die Bedienung der Damen übernehmen wolle, und als nun Leoni die bescheiden an der Thür stehen gebliebene Esther anschaute, brach diese in das mühsam zurückgehaltene Gelächter fröhlich aus, und Leoni und die Alte stimmten unwiderstehlich mit ein.

„Du bist unsere Prinzeß, die wir bedienen," scherzte Esther weiter, „und wenn ich die Kuh melke und das Schwein füttere, schaust Du vom hohen Balkone in's Land und liesest in diesen Büchern hier, oder pflückest die Blumen auf der Wiese und am Bach und singst Dir Lieder dazu."

Die Heiterkeit war nun im besten Gange. Die Alte mußte sich mit an den Tisch setzen, Esther lief

hinab in die Wohnstube und holte von der Kommode unter dem Spiegel, hinter welchem die Pfauenfeder steckte, eine dritte Tasse herbei. Der Winzer saß noch am Tische und reichte dem Hunde eben den letzten Bissen, weshalb er zu Boden schaute als Esther eintrat. Warum hätte er auch aufschauen sollen als die Thür ging, wer konnte denn anders eintreten als seine Alte, seit die Rosel nicht mehr im Hause war? Und doch — der Tritt war so leicht, so rasch — —

Esther hatte die Anwesenheit des Winzers nicht bedacht und war fast erschrocken bei seinem Anblick; doch war es zu spät, sich zurückzuziehen, und so nahm sie schnell die Tasse und war mit einem frischen „Grüß Gott, Vater!" wieder hinaus. Er hatte aufblickend nur noch den rothen Rock seiner Rosel erkannt und die jugendlich rasche Bewegung wahrgenommen. Es gab ihm einen Ruck im Herzen, er wußte nicht, wie ihm geschah, er hörte den leichten Tritt die Stiege hinauf und blieb wie gebannt auf seinem Platze, vergaß Arbeit und Alles um sich her, nur die Rosel stand vor ihm, als lebte sie und wäre niemals von ihnen gegangen. „Grüß Gott, Vater!" so hatte sie ihn stets bewillkommnet, wenn er nach Hause gekommen — nun hatte er es deutlich wieder vernommen und ihre Kleidung im Verschwinden erkannt. — Er saß noch hinter dem Tisch, als die Winzerin eintrat und ihm auf seine Erzählung das Räthsel löste.

Schweigend erhob er sich nun und ging hinaus

an seine Arbeit, mit dem gewohnten äußeren Gleichmuth; wer aber in seiner Nähe gelauscht hätte, würde ihn einzelne Worte haben murmeln hören, wie „Halunke! es ist Dir wohl Recht geschehen, daß Du von Haus und Hof gekommen!“ oder: „Mir sollt' er kommen! Meinen Dreschflegel wollt' ich an seinem Schädel zerschlagen, und der Hund sollte ihm in die Fersen beißen! Das ist das Erbe vom Schwiegervater!“

„Nun also, Rosel,“ sprach Leoni, indem sie ihren Hut aufsetzte, „die Kühe sind gemolken, das Schwein und die Hühner schon gefüttert, das Essen bereitet die Winzerin; also komm und begleite mich in den Wald.“ Esther holte bereitwillig den breiten Strohhut aus Rosel's Kammer, und so schlugen sie den Weg nach dem Walde ein.

Eine kurze Strecke hatten sie das Fichtenholz durchschritten, an welches, wie sie wußten, ein herrlicher Laubwald sich anschloß, als sie diesen erreichten. Hier, unter den säuselnden Wipfeln alter Eichen und Buchen, war es köstlich. Sie schweiften durch den schattigen Säulendom mit dem flüsternden Dache, das die Vögel zwitschernd durchhuschten, und betrachteten mit Bewunderung die ehrwürdigen Stämme, welche ihre kraftvollen Aeste wie freudig erhobene Arme gen Himmel streckten, sie malerisch zu schattenden Kronen verschlingend. Und sie lauschten entzückt dem feierlichen Schweigen des Waldes, wenn der leichte Wind einen Augenblick ruhte. Endlich erwählten sie ein

schattiges Plätzchen am Fuß einer alten Buche und ließen sich nieder.

„Es ist fast schauerlich hier,“ nahm Esther das Wort und schmiegte sich lächelnd an Leoni, „wir sind Wagehälse. Was aber fingen wir an, wenn da ein Vagabond auf uns zukäme?“

Leoni beruhigte sie, es sei nichts zu fürchten, die Gegend ganz sicher, die Försterwohnung nicht weit, und die Feldarbeiter am Rande des Waldes, an denen sie soeben vorübergegangen, würden sogleich ihren Hülferuf vernehmen, sobald sie es für nöthig erachten sollten, ihn erschallen zu lassen.

„Laß mir doch mein Gruseln, es gehört zur Romantik,“ lachte Esther; „und weil ich eben beim „Gruseln“ der Märchen gedenke, so fällt mir ein, es müßte sich hier herrlich zuhören, wenn Jemand eine Geschichte erzählen wollte.“ Sie lag im weichen Moose, den Kopf in die Hand gestützt, und schaute bittend und schelmisch zu Leoni auf. Es lag auch noch etwas wie eine stumme Mahnung in diesem Blick, das Leoni zu verstehen schien, denn sie lächelte und sprach sinnend:

„Du hast Recht, dieser Ort ist vor anderen geeignet, das Allerheiligste zu erschließen. Keine Störung zu befürchten, kein Lauscher rings. Die feierliche Stille stimmt alle Empfindungen höher, unwillkürlich steigt das Höchste in uns auf, wird das Edelste wach. Da ist's die rechte Zeit, von der Liebe zu reden.“

Sie schwieg. Esther drückte einen dankbaren Kuß

auf die Hand, an welcher der Trauring im Sonnenstrahl aufblitzte, und sagte: „Deine Geschichte muß drei Theile haben. Der erste handelt von dem Erwachen der Liebe bis zur Verlobung, der zweite enthält den Brautstand bis zu dem Moment, wo dieser Ring an Deinen Finger gesteckt wurde, und der dritte ist die Ehe, von welcher aber nicht gesprochen wird. Nicht?"

Leoni nickte zustimmend und begann:

„Max war der Vetter einer Freundin von mir und wohnte bei deren Eltern, als er nach Breslau gekommen war, um das letzte Studienjahr an der dortigen Universität zuzubringen. Er schloß sich eng dem Familienkreise seiner Verwandten an, und so kam es, daß ich ihn häufig sah, denn Emma war meine intime Freundin schon von der Schule her und dem Confirmanden-Unterrichte, welchen wir zusammen genossen.

Du weißt, mein Vater ist Professor an der Universität und hat kein Vermögen, wohl aber eine starke Familie — wir sind acht Geschwister, — also konnte meine arme Mutter für gesellige Zerstreuungen weder Zeit noch Mittel erübrigen. Ich war die Aelteste von meinen Geschwistern. Mama meinte oft, es schmerze sie, meiner Jugendlust so gar nichts bieten zu können, und so geschah es zuweilen, daß ich den Bitten Emma's, welche von Mama unterstützt wurden, nachgab und in dem wohlhäbigen Hause ihrer Eltern an Vergnügungen Theil nahm, welche dort reichlich stattfanden.

Mama freute sich, mich auf diese Weise etwas in die Welt treten zu sehen, ohne daß es ihrerseits mit unverhältnißmäßigen Opfern hätte erkauft werden müssen.

Emma und ich waren damals siebzehn Jahre alt; der Vetter einundzwanzig. Er hatte eine vorherrschend ernste Richtung, war strebsam und von strengen Grundsätzen. Bei seiner Jugend imponirte mir das, ich gewöhnte mich, sein Urtheil über mir zweifelhafte Gegenstände einzuholen und großes Gewicht auf dasselbe zu legen. Emma war ein heiteres Mädchen, welches den ernsten Vetter durch ihre Neckereien quälte und reizte. Nichtsdestoweniger hielt er geduldig in unserer Gesellschaft aus und schien sie allem studentischen Treiben vorzuziehen, denn er verbrachte, wenn er nicht bei seinen Büchern saß, regelmäßig seine Abende in der Familie und las, wenn die Eltern Emma's anderweit in Anspruch genommen waren, dieser bei ihrer Arbeit vor, auch wenn ich nicht dabei war. Wir hatten einen hübschen, gediegenen Verkehr mit einander, wir drei jungen Leute, lasen und trieben Sprachen, wobei Max uns wesentlich förderte. Diese Abende waren unser größtes Vergnügen, und oft ließen wir eine größere Festlichkeit ungenossen, um in diesem Treiben nicht gestört zu werden. Trotz Emma's Neckereien, oder vielleicht gerade wegen derselben, glaubte ich, sie interessire sich für den Vetter und er für sie, und war nicht wenig erstaunt, sie eben so heiter zu finden wie bisher, als er eines Tages plötzlich abgereist war. Ich hatte wegen Krankheit meiner

Mama mehrere Tage nicht ausgehen können; zugleich wurde Emma von einer leichten Erkältung an das Haus gefesselt. Als ich sie das nächste Mal besuchte, war der Vetter abgereist und hatte mir seine Grüße hinterlassen.

Zu meiner eigenen Ueberraschung empfand ich etwas wie Schmerz bei dieser Nachricht. Eine seltsame Leere zog in mein Herz, es kam mir Alles verändert vor, ich konnte mich selbst nicht verstehen und saß träumend bei Emma, welche von dem Abgereisten sprach und sagte, daß er ein Jahr abwesend sein und dann darnach trachten wolle, hierher zurückzukehren.

„Wer weiß, wohin ihn die Wogen des Lebens tragen werden!" warf ich zweifelnd ein, doch Emma versicherte lachend, sie sei seiner Rückkehr ganz gewiß, und das bestärkte mich nun doch wieder in meiner Vermuthung über die keimende Liebe der Zwei. Ich wollte mich dessen freuen, denn ich glaubte, die sorglose, leichtlebige Emma werde an Max eine rechte Stütze haben und sehr glücklich mit ihm sein, wenn alle die edlen Keime in der Seele des Jünglings zu männlicher Reife gediehen sein würden. Manche Schroffheiten mußten sich dann noch mildern, manche Ansichten erweitern, und Alles mußte die Liebe nothwendig rascher und schöner entwickeln und zur höchsten Entfaltung bringen.

Ich war indeß zu rücksichtsvoll, Emma meine Gedanken über ihr Verhältniß zu Max zu verrathen, andererseits hielt mich auch ihre Heiterkeit, welche ich

zu erkünstelt halten mußte, wenn ich einmal fest an ihr Interesse glaubte, davon zurück, ihr Vertrauen zu erzwingen, denn es war ersichtlich, daß es ihr nicht einfiel, mit mir über ihre Empfindungen für Max zu reden, so oft sie ihn auch sonst zum Thema ihrer Gespräche machte. Ich half ihr aber treulichst die Monde und Wochen bis zu seiner Rückkehr zählen. Zuweilen erhielt sie einen Brief von ihm, welchen sie mir stets zu lesen gab.

Diese Briefe waren nur kurz und bestanden in einigen allgemeinen Aeußerungen über sein Leben, einigen Erinnerungen dieses und jenes Momentes aus unserem Zusammensein, und der Schluß bestand mit unabänderlicher Regelmäßigkeit in der dringenden Bitte um eine baldige Antwort; auch war für Emma's Freundin jedesmal ein Gruß beigefügt, weshalb ich eben so regelmäßig Emma meine Grüße für ihn übergab. Manchmal sprachen wir davon, wie er sich verändert und entwickelt haben werde, wenn er nach Ablauf des Jahres wiederkehre, und entwarfen Jede sein zukünftiges Bild, wie es vor unserem Geiste stand. Dann wurde ich öfters irre an dem Interesse, welches ich bei Emma für ihn voraussetzte, denn es schien mir stets, als unterschätze sie seinen Werth und seine Anlagen, und als enthalte das Bild, welches sie von ihm sich malte, wenig Schmeichelhaftes für ihn. Ihr erschienen sein Ernst und seine Strenge mehr als Schroffheiten und Grillen, welche er noch abzuschleifen habe, während es gerade diese Seiten seines Wesens

waren, welche mir imponirten und mir die größten Erwartungen erweckten. Nahm ich dann seine Partie, so lachte Emma und hörte vergnügt zu, wie ich wärmer und wärmer in seiner Vertheidigung wurde. Ich schloß daraus, sie habe nur so von ihm gesprochen, um sein Lob und seine Rechtfertigung aus einem andern Munde zu vernehmen, und machte ihr das Vergnügen gern, denn es kostete mich keine Anstrengung, von seinem Ruhme überzufließen; ich war froh, so von ihm reden zu können.

So ging das Jahr zu Ende. Den letzten Monat war kein Brief von ihm gekommen, und also hatte Emma ihm auch nicht geschrieben. In keinem der vorhergehenden hatte er eine Erwähnung seiner Wiederkehr gethan, und so glaubte ich, er erinnere sich seiner Absicht nicht einmal mehr, nach Ablauf eines Jahres wiederkehren zu wollen.

Eines Abends aber, als ich Emma ganz allein zu Hause glaubte, weil ich wußte, ihre Eltern würden in Gesellschaft sein, stand er, als ich eintrat, am Ofen und plauderte mit Emma, wie er sonst gethan. Er trat auf mich zu und reichte mir seine Hand — aber er schwieg, wie ich, und betrachtete mich mit so wunderbar prüfenden Blicken, es sprach ein so seltsames Feuer aus seinen Augen, ich mußte unwillkürlich mich abwenden und hatte doch freudig überrascht, wenn auch fast erschrocken vor Ueberraschung, ihn begrüßen wollen.

Emma half uns aus der Noth, indem sie munter

ausrief: „Siehst Du wohl, Leoni, ich hatte Recht, daß er wiederkommen würde!" Sie wollte noch mehr hinzufügen, aber das Mädchen trat ein und rief sie ab, es war Jemand draußen, dem sie in Abwesenheit der Eltern einen Bescheid zu geben hatte.

„Konnten Sie an meiner Rückkehr zweifeln?" fragte er, als wir allein einander gegenüber standen.

Ach, Esther, der Ton seiner Stimme durchrieselte mich wunderbar. Es war der alte ernste Klang, aber es lagen neue Harmonien darin, die meine Seele bewegten. Er sprach wie Einer, der Rechenschaft von meinen Empfindungen und meinem Denken zu fordern habe, und doch verrieth sich auch eine Weichheit, welche ich bisher an ihm nicht kannte. Ich mußte mich gewaltsam aufraffen zu einer ruhigen Erwiderung und sagte: Emma habe mir bei seiner damals so plötzlichen Abreise wohl von seiner Absicht, nach Jahresfrist wiederzukehren, gesagt, doch lasse sich schwer so lange vorausbestimmen, und es hätte auch später niemals etwas von seiner bevorstehenden Ankunft verlautet. Er nahm das schweigend hin und fuhr fort, mich zu betrachten, daß ich aus der Verwirrung nicht herauskommen konnte. Wir hatten uns niedergelassen, er saß da, mir gegenüber, wie erfüllt von schweren und wichtigen Gedanken, jedes Wort, das ich hätte sprechen können, erschien mir profan und zu gering — ich nahm meine Arbeit vor und rückte mir die Lampe zurecht — Emma kehrte noch immer nicht zurück — ich begann eifrig zu nähen.

Endlich bat ich ihn, mir aus der Fremde etwas zu erzählen; aber als habe er meine Bitte nicht gehört, sprach er leise, wie zu sich selbst, indem er mich fortwährend betrachtete: „Meine Phantasie war lahm! und ich dachte doch, ein tüchtiger Meister führe ihren Pinsel.“ Mir wurde beklommen, ich erglühte und schaute nach der Thür, durch welche ich Emma sehnlichst herbeiwünschte. Sie kam noch nicht, und ich faßte mir endlich ein Herz und bat ihn geradezu, doch nicht so schwer und schweigsam zu sein; ob er sich denn gar so sehr verändert habe? oder ob er von der Reise angegriffen sei?

Ich schaute zu ihm hinüber, er sah sehr erregt aus; es war hohe Zeit, daß Emma eintrat und sich mit gewohnter Munterkeit des Gespräches bemeisterte, welches ich ihnen nun einige Zeit allein überließ, um meine wogenden Gedanken zurecht zu legen, während ich zugleich zuhörte, wie Emma ihn ausfrug und er so willig und unbefangen ihr antwortete. Eine große Vertraulichkeit herrschte zweifelsohne zwischen Beiden, doch hatte mir diese auf einmal einen mehr schwesterlichen Charakter, und zugleich stieg die Möglichkeit vor mir auf, sein Interesse könne von jeher nicht Emma, sondern mir gegolten haben.

Wie dieser Gedanke mich ergriff! Ich sehnte mich allein zu sein, um ungestört darüber sinnen zu können, und fühlte doch die Nothwendigkeit einer äußerlich festen Haltung. Ich suchte mich gewaltsam zu beherrschen, und es gelang mir nach und nach, mich

in der alten Weise an der Unterhaltung zu betheiligen. Ich wurde mir allgemach meiner Freude an seiner Rückkehr so klar bewußt, daß ich bald Emma an heiterer Laune nichts nachgab, und unter tausend Scherz und Lachen ging der Abend zu Ende.

Ehe ich schied, bat er, wir möchten den morgenden Abend dazu festsetzen, unsere Studien wieder zu beginnen. Ich glaubte für morgen nicht zusagen zu können und gab eine Abhaltung vor, obwohl auch Emma lebhaft in mich drang. Ich fühlte etwas in mir, das mich zurückhielt, mich ohne Rückhalt in diesen mich so tief erregenden Verkehr zu stürzen.

Andern Tages war eins meiner jüngeren Geschwister krank, und ich blieb diesen und die nächstfolgenden Tage zu Hause. Ich dachte in dieser Zeit in seltsamer Befangenheit des Wiedersehens und des eigenthümlichen Betragens Maxens gegen mich. Ich konnte nicht zweifeln, es hatte ihn tief ergriffen mich wiederzusehen, während er Emma gegenüber ganz unbefangen geblieben war. Ob er mich liebte?

Die Frage tönte unaufhörlich mit berauschendem Klange durch meine Seele — darüber hinaus vermochte ich noch nicht zu schauen. Was geschehen sollte, wenn er mich liebte, — das fiel mir nicht ein; ich konnte nichts denken als diese eine Frage: ob er mich liebte?!

Ich bebte vor der Entscheidung, die, wie ich wußte, fallen mußte, sobald ich ihn wiedersah, und darum verschob ich den Augenblick von Tag zu Tag. Aber

nun kam Emma und bestand auf dem Abend und verlangte Rechenschaft wegen meiner Zurückhaltung und sagte, Max sei traurig, weil unser alter Verkehr, auf welchen er sich so unsäglich gefreut, so wenig Reiz für uns zu haben scheine.

Ich versprach zu kommen, da auch meine Mutter, welche über meine plötzliche Zurückhaltung gegen Emma erstaunt war, sich dafür erklärte. Als Emma fortgegangen, gab ich ihr den Schlüssel zu meiner Handlungsweise, indem ich ihr sagte, daß ich glaube, Max hege ein wärmeres Interesse für mich, als ich bisher angenommen. Sie billigte nun mein Betragen, rieth mir aber, meine Zurückhaltung nicht zu auffallend zu machen und vor Allem mich selbst zu prüfen. Als ich Abends fortging, küßte sie mich und sagte, sie habe volles Vertrauen in meinen Tact.

Ich kam also zu Emma, er war schon da, und ich las den Vorwurf in seinem Auge und die Freude, und das erste machte mich traurig und das zweite froh. Die Stunden verrannen wie ein süßer, seliger Traum.

Wozu noch erzählen, wie wir uns wieder und wieder sahen und wie unsere Liebe wuchs, daß wir sie nicht mehr zu bemeistern wußten? Ich fühlte die seinige in jedem Worte, jedem Blicke, und was ich that und dachte, geschah für ihn. Er nahm es wie ein ihm gehöriges Gut, das er zu leiten und zu messen habe mit seinem Maße. Ich war stolz auf das Gewicht, welches er auf jede Aeußerung meines

Wesens legte, und spannte meine Kräfte auf's äußerste an, seinen Erwartungen in jedem Momente zu entsprechen. Ich sprach kein Wort mehr leichthin, ohne daß er es aufgriff und erwog, wobei ich oft Ursache hatte, beschämt und kleinmüthig zu sein und zu erkennen, wie tief ich noch unter ihm stehe, wie Vieles meiner Entwickelung und Bildung noch gebreche. Das heiße Verlangen, ihm mit vollem Verständniß auf jedes Gebiet folgen zu können, auf welchem sein Geist sich frei bewegte, trieb mich zu rastlosen Bemühungen an, mein Wissen und Denken zu vervollkommnen. Ich verwandte jede freie Minute zu diesem Zwecke und sah ihn niemals, ohne neuen Stoff zu anstrengender Arbeit mit mir zu nehmen."

Esther hatte sich schon längst aufgerichtet und schaute mit großen Augen zur Freundin herüber. „Herr des Himmels!" brach sie jetzt aus, „ist das die Geschichte des Erwachens einer Liebe? Sie versenken sich in Studien und Grübeleien, und vergessen der Liebe, bevor sie sich diese gestanden!" — Leoni lächelte. „Es verging noch ein halbes Jahr," fuhr sie fort, „bis das Geständniß seiner Liebe in einem Augenblick über seine Lippen trat, da ich eben recht demüthig erkannte, wie viel mir noch fehlte, um seiner würdig zu sein. Sie erschien mir wie ein Gnadengeschenk, das ich niemals ganz verdienen könne, und doch fühlte ich ein Aufflammen all' meiner Kräfte und Gaben — ich sank ihm an's Herz und sagte, er solle mich hinnehmen, ich wollte es versuchen, ihn zu be-

glücken zum Lohn für seine Liebe, die meine Wonne und mein Stolz sei.“ —

Sie schwieg. — Esther hatte sich abgewendet und schaute seitwärts in den Wald. Nach einiger Zeit kehrte sie ihr Gesicht Leoni wieder zu und sagte: „Nun also der zweite Theil, bitte.“

„Ein Brautstand ist für den Dritten allemal eine langweilige Sache,“ nahm Leoni wieder das Wort, „ich werde mich also so kurz als möglich fassen. Mein Leben hatte fortan keinen Raum mehr für etwas Anderes außer ihm. Es war ein Glück, daß meine nach mir folgende Schwester eben der Schule entwachsen war und ich ihr so Manches überlassen durfte, das mich bisher in Anspruch genommen. So konnte ich mich gänzlich meinem Verkehr mit Max widmen. Max war eben so leidenschaftlich zärtlich, als kritisch streng gegen mich. Ich liebte ihn aus der Tiefe meiner Seele, nichts schien mir schwer für ihn, um seinem Tadel zu entgehen, vermochte ich das Aeußerste.“

„Und was, um sein Lob zu erwerben?“ warf Esther dazwischen.

„Lob, sagte Max, begehren nur schwache Seelen,“ entgegnete Leoni; „sobald man das Gute sich angeeignet habe, befinde man sich erst auf dem pflichtgemäßen Standpunkte, welchen Niemand eitel sein dürfe erreicht zu haben.“

„Und so hast Du zweifelsohne auch ihm niemals ein Wort des Lobes gesagt?“ fragte Esther gespannt.

„Gleichviel," erwiderte Leoni abwehrend, „was wiegt ein Lob aus Mädchenmund gegenüber einer so hochstrebenden, vollbewußten Männlichkeit!"

Esther nahm ihre vorige Stellung wieder ein und heftete ihre Blicke zu Boden, wo ihre Linke, während die Rechte ihr Haupt stützte, die kleinen Moose zerzupfte.

„Fahre fort," bat sie, und Leoni begann wieder:

„Max war Referendar, wir hatten Beide kein Vermögen, also konnte von unserer Verbindung noch lange keine Rede sein. Nach einem halben Jahre wurde er versetzt und kam von da an nur, länger oder kürzer, besuchsweise in meine Nähe. Er pflegte dann bei Emma's Eltern zu wohnen, und Emma war nach wie vor sehr viel in unserem Bunde die Dritte. Es hatte sich nun ergeben, daß sie von Anfang an die Mitwisserin um Maxens Liebe zu mir gewesen, und so ward mir die Erklärung für alle Räthsel ihres früheren Benehmens.

Max mußte sich, um seinen Unterhalt zu gewinnen, den Behörden zur Verfügung stellen und gehen, wohin sie ihn schickten. Da er auch noch gewisse Schulden zu bezahlen hatte, welche er während seiner Studentenjahre und den darauf folgenden unbesoldeten zu machen genöthigt gewesen, so entschloß er sich nach langem Warten, zur Regierung überzutreten, um womöglich etwas schneller seinen Verpflichtungen nachzukommen und seinen Hausstand gründen zu können. Er bezog auch wirklich als Regierungs-

Assessor bald ein festes Gehalt, und so gering dies auch war, so wollten wir zwei unverwöhnten Leute es darauf wagen und sehr bescheiden anfangen; da, als wir eben einen Termin in das Auge gefaßt hatten, erkrankte meine gute Mutter gefährlich und siechte so langwierig hin, daß es meinerseits eine Unmöglichkeit war, sie gerade jetzt zu verlassen. Max war sehr unglücklich darüber. Er meinte, nachdem die erste Gefahr überwunden, meine Schwestern wären jetzt groß genug, meinen Platz auszufüllen. Ich erkannte indeß deutlich, daß Mama dabei zu viel selbst zu sorgen und anzuordnen haben würde, und gerade eine vollständige Erlösung von aller häuslichen Unruhe und Geschäftigkeit war das beste Mittel, ihre Erholung zu befördern. Auch mußte sie, als sie in der Genesung weit genug vorgeschritten war, eine Badereise unternehmen und konnte dies in Gesellschaft einer jüngeren Schwester nur ruhig und sorgenlos thun, wenn sie wußte, daß ich indeß Papa und die Geschwister versorgte und das Hauswesen ganz in ihrem Sinne fortführte.

Mein Herz war sehr schwer in dieser Zeit, denn ich wußte Max unzufrieden mit mir, und doch wäre es mir ganz unmöglich gewesen, die Meinen in diesen traurigen Verhältnissen zu verlassen und mich dem Glücke in die Arme zu werfen. Papa sah meinen Kampf, war unzufrieden mit Maxens Drängen und meinte, er erschwere mir meine Pflicht durch seine ungeduldigen Ansprüche. Ach, ich wußte wohl, es

war Liebe, die ihn so handeln ließ, und gab mir die größte Mühe, ihn zu begütigen und zur Geduld zu bewegen. Der gute Max! Wie er mich liebte! Wie schwer ihm die Prüfung dieses verlängerten Brautstandes wurde!"

„Ihm! — Und Dir?" fragte Esther.

„Wir Frauen sind geduldiger und bescheiden uns leichter," erwiderte Leoni, die Blicke senkend. „Endlich nach siebenjähriger Bekanntschaft und fünfjährigem Brautstande kam der Tag, an welchem ich die Seine wurde und ihm an seinen Herd folgte." — Eine Pause trat ein.

„Der Rest ist Schweigen," sprach Esther und erhob sich. Ihr Auge glänzte feucht, als sie sich über Leoni beugte und ihre Stirn küßte. Dann wandte sie sich rasch seitwärts und that einige Schritte in den Wald. Plötzlich aber kehrte sie zurück und sagte: „Du hast der äußeren Erscheinung Deines Max mit keiner Silbe gedacht. Wie sieht er aus?"

„Wie denkst Du ihn Dir?" fragte Leoni lächelnd zurück.

„Klein, hager, brünett," entgegnete Esther sinnend, „von sehr dunkler Gesichtsfarbe, mit dunklen, etwas tiefliegenden Augen, feinen, festgeschlossenen Lippen, gerader, wohlgebildeter Nase, etwas niedriger Stirn, sehr ruhiger Haltung und — vergieb! — etwas großen Händen, mit denen er festzuhalten versteht, was sie einmal erfaßten."

Leoni lachte. „Sieh' selbst zu, wie er Deinem

Bilde entspricht," sagte sie, sich erhebend und ihren Arm in den der Freundin legend. „Und nun," fuhr sie neckend fort, „da Du unsere Liebesgeschichte kennst, wann revanchirst Du Dich?"

„Pah," erwiderte Esther, „vielleicht niemals; denn aufrichtig gesagt, ziehen mich bis jetzt die Männer nicht sehr an. Ich habe freilich noch nicht viel Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen. Du weißt, meine Eltern ließen mich fast ungebührlich lange in der Pension, in welche ich ziemlich spät gekommen war; dann lebte ich drei stille, fleißige Jahre mit ihnen auf unserer abgelegenen Villa, in welcher Papa, fern vom Geräusch der Welt, seine kranken Nerven schont und seine Studien pflegt. Umgängliche Nachbarschaft gab es für mich wenig oder gar nicht, desto fester hingen Mama und ich sich an einander, und nun, zum ersten Male mit meinen fast einundzwanzig Jahren, tauche ich aus der Verborgenheit auf und gerathe in die Welt, laut hohem elterlichen Beschlusse. Bei Dir, zu welcher Mama ein so felsenfestes Vertrauen hat, soll ich gehen lernen auf dem glatten Parketboden der großen Welt und dann bei meiner Tante in Berlin eine Saison mitmachen. Es wurde meiner guten Mama schwer genug, nicht selbst ihre Flügel zu so gefährlicher Stunde über ihr Küchlein breiten zu sollen, aber Papa ist aus seiner Ruhe nicht herauszubringen, und sie will und kann ihn einer gänzlichen Einsamkeit doch nicht anheimgeben. Ich wollte ganz gern ruhig bei ihr zu Hause bleiben;

das sollte nun aber durchaus nicht geschehen. Im Ganzen freue ich mich nun doch auf die Genüsse des Residenzlebens, ich denke, dort muß man des Besten habhaft werden können, und will fleißig mit guten Meistern Musik und Malerei treiben, um mich vor gänzlichem Verseichten in dem leeren Treiben großstädtischer Geselligkeit zu bewahren. Und wenn mir's dort nur zum kleinsten Theile so gut wird wie bei Dir, Du Liebe," schloß sie, „so will ich herzlich froh und dankbar sein." Sie drückte liebkosend den Arm der Freundin und rief dann plötzlich aus: „Aber was denke ich, die Mittagsglocke wird bald läuten, meine Kühe sind noch ungemolken, und ich treibe mich da im Walde umher! Laß uns nach Hause eilen, ich brenne vor Lernbegierde."

Esther fand die Magd mit den Milcheimern bereits im Kuhstalle, hatte bald Freundschaft mit ihr geschlossen und saß an ihrer Statt, wenn auch etwas zaghaft, auf dem Melkschemel unter der Kuh, ihrer Unterweisung lauschend und mit Geschick nachkommend. Bald schoß die Milch unter ihren feinen Händen in sicheren Strahlen in den Eimer, der sich schäumend füllte. Wohlgefällig erhob sich Esther dann, ihn durch das Seigtuch in die Kanne zu entleeren und trug ihren Schemel unter die zweite Kuh, welcher die Magd soeben die Grasbürde in die Krippe legte. Die Braune wollte nicht stehen; die Magd rieth, Esther möge ihr „Eins versetzen", die aber vermochte nur lachend ein schüchternes Streicheln zu versuchen,

und wunderbarerweise schien dies in diesem Augenblicke eine gleiche Wirkung zu erzielen, wie das empfohlene kräftigere, bisher probate Mittel. Die Kuh stand, als habe sie die sanfte Bitte verstanden, und fraß lustig in das blumige Gras hinein, das sie wühlend zerstreute und sorgfältig wieder nach allen Seiten hin aufzehrte.

Nun ging es prächtig, und als auch diese zweite und dann die dritte Kuh gemolken war, trug Esther die Milchkanne in die Kammer, füllte sie in die braunen irdenen Näpfe und sorgte, daß die weißen Zapfen recht fest steckten und nicht tropften. Die Winzerin rühmte ihre Umsicht und Anstelligkeit. Sie hieß sie noch von den älteren Näpfen die Sahne in den „Buttertopf" schöpfen und verkündete, da er bald gefüllt, für morgen das Buttern. Esther frohlockte, das sei wieder Arbeit für sie, und wollte auch wissen, was noch im Augenblick zu thun sei. Die Winzerin ließ sie noch einen Milchnapf auf den Tisch in ihrer Stube tragen, aus dem Schube Löffel und Messer parat legen und das große Schwarzbrod aus dem Schranke herbeiholen. Aus eigener Machtvollkommenheit fügte Esther noch das Salzfaß hinzu, und nun enteilte sie rasch, denn sie hatte durch das Fenster den Winzer bemerkt, wie er aus den Rebgängen hervortrat und sich dem Hause näherte.

Oben angekommen legte sie die ländlichen Kleider für heut ab und säuberte sich von den Spuren des Kuhstalls und der Arbeit. Sie war eben damit zu

Ende gekommen, als die Winzerin den duftenden Pfannkuchen hereintrug und den Specksalat mit den frischen Kartoffeln.

Es schmeckte herrlich. Die Winzerin, welche bereits ihre Mahlzeit mit dem Winzer unten gehalten hatte, mußte dabei bleiben, während Leoni und Esther ihrer Kochkunst alle Ehre anthaten, und erzählen, was sie wußte: von der Wirthschaft, den Reben, den Leuten auf dem Schlosse und in der Umgegend.

Nachdem das Mahl beendet, führte sie ihre Gäste hinab in die Beeren-Pflanzungen, damit sie sich ihren Nachtisch vom Strauche pflücken und die Sorten und Vorräthe in Augenschein nehmen möchten. So gewahrten sie am Ende des Reblandes ganze Felder, bepflanzt mit den herrlichsten Sorten des besten Strauchobstes, dessen spätere Arten theilweis noch mit Früchten bedeckt waren.

„Morgen früh muß ich tüchtig pflücken," sprach die Alte, „die Wirthschafterin auf dem Schlosse will noch das Letzte einkochen, da in Abwesenheit der Herrschaft sonst kein Verbrauch ist." Esther entschied sogleich, das sei ihr Amt, und malte sich's überschwenglich lustig aus, die Beeren dann in Rosel's Kleidern selbst auf's Schloß zu tragen und ihren Spaß mit der Wirthschafterin zu haben.

Der Nachmittag wurde wieder im Walde verbracht. Sie lasen und sangen und plauderten nach Herzenslust. Leoni war so lebhaft, so geistvoll angeregt und ·ter, wie Esther sie bisher noch nie gesehen. Bis-

weilen fiel ein prüfender Blick aus den klugen Augen des jungen Mädchens auf die tändelnde Freundin. Sie mochte das fast leidenschaftliche Sichgehenlassen derselben mit der ernsten Schwere ihres heut Morgen geschilderten Liebelebens zusammenhalten und damit beschäftigt sein, beides in Einklang zu bringen.

Es schien kaum, als wäre sie mit dem gewonnenen Resultate sehr zufrieden, denn obgleich sie auf Leoni's immer ausgelassener werdende Stimmung lebhaft einging, ja sie noch geflissentlich zu unterstützen schien, so streifte sie doch hier und da unbemerkt mit nachdenklichen Blicken die Freundin, und einmal sogar hob diesen jugendlichen Busen, welchen bisher nur die frohesten Lebenserwartungen und die kleinen Freuden und Leiden einer harmlos glücklichen Kindheit und Jugend erfüllt hatten, ein schwerer Seufzer, welchen die festgeschlossenen Purpurlippen jedoch um keinen Preis hörbar in die Welt hinauslassen zu wollen schienen. Dabei gewannen die jungen Züge einen weit über ihre Jahre hinaus ernsten und bedeutenden Charakter. Das Tändeln des Augenblicks, das Lächeln, welches Leoni's scherzhafte Einfälle auf das edel geschnittene Gesicht Esther's zauberten, lag wie der Silberglanz auf der Fläche des Sees über der unerforschten Tiefe ihrer bewegten Seele. Während sie Leoni mit Tannäpfeln warf und ihr halbe Worte zurief, deren zweite Hälfte diese rasch zu finden hatte, und dieses Kreuzfeuer auf das lebhafteste unterhalten wurde, hatte sie sichtbar noch Raum und Ruhe genug

zu Betrachtungen und Ueberlegungen der ernstesten Art, wie uns das große denkende Auge lehrte, das mit dem lachenden Munde und dem scherzenden Worte in offenbarem Widerstreit zu stehen schien.

Es war aber doch eine wonnige Ungebundenheit, in welcher den Beiden die Stunden verrannen wie Minuten. Die Worte der Einen fanden bei der Andern den gemüthvollsten Wiederhall, die Herzen, welche sich in einem dreiwöchentlichen Beisammensein, nach nur flüchtiger Vorbekanntschaft, schon schwesterlich gefunden, neigten noch inniger einander zu. Endlich einmal aber wurde der Vorrath an ausgelassener Laune knapper, und ein Schweigen trat ein, welches Keine von ihnen unterbrach, bis die Schatten im Rosenlicht der sich neigenden Sonne länger wurden und zum Aufbruch mahnten.

An den schönen Tag schloß sich ein herrlicher Abend und eine Nacht voll Mondlicht und Sternenglanz, welche die Frauen zum Theil auf der Gallerie des Schweizerhauses genossen. Die Lehnsessel von Weidengeflecht rückten sie dicht an einander und saßen Hand in Hand, oder es ruhte der Kopf der Einen auf der Schulter der Andern, indeß sie den Reichthum ihrer Gedanken in leisen traulichen Worten tauschten.

Aber wie Esther sich noch gestern beklagt hatte, daß es ihr nicht gelänge, einen letzten Schleier von dem Herzen der Freundin zu heben, so fühlte heut Abend Leoni eine Grenze, über welche hinaus Esther

unnahbar blieb. Sie hatte von der Liebe gesprochen, und nachdem sie das Wesen derselben erläutert, wie sie es selbst verstand, drang sie in Esther, nun auch ihre Gedanken darüber zu enthüllen, die bei ihrer inneren Reife und dem andererseits noch so kindlichen Wesen ein ganz besonderes Interesse gewähren müßten. Esther erklärte aber, sie fühle sich ganz und gar ungeeignet, über dieses Thema zu reflectiren, so interessant es ihr auch sei, Andere darüber zu hören.

„So glaube ich, Du liebst," rief Leoni, die Hand des Mädchens pressend. Sie aber legte ruhig lächelnd die andere auf das Herz und sprach: „So wahr der Mond jetzt dort am Horizont aufsteigt, schläft hier die Liebe noch fest, von der Du sprichst. Ich liebe meine Eltern, Dich, mein Haus, meine Blumen, die Jahreszeiten, den Mond und die Sterne da oben und die ganze Welt, ausgenommen das Böse darin, — die Liebe aber, welche Du meinst, ist mir unbekannt bis auf —" —

„Nun, bis auf?" drängte Leoni.

„Bis auf eine Ahnung," fuhr sie leise fort, „daß ihre Gipfel sich nur zu Zwei erklimmen lassen, und daß man sie nicht denken kann, wenn man sie nicht fühlt. Darum dünkt es mich frevelhafter Vorwitz, an ihr herum zu denken und zu deuteln mit nüchternem Verstande — wie ein hehrer Dichtergeist, der eine Welt von Hoheit und Schöne in sich faßt, mich zu gläubiger Andacht hinreißt und mir in

zürnender Majestät das kritische Maßstäbchen meines Unverstandes entwindet."

„O fahre fort," bat Leoni, als sie zu Ende gesprochen, „Du hast noch viel Schönes zu sagen, ich fühle es." Esther schüttelte den Kopf und schwieg; endlich zog sie Leoni in ihre Arme und legte ihren Kopf an ihren Busen, wie eine Mutter den ihres Kindes. „Ich bin recht begierig auf Deinen Max," sagte sie, mit sanfter Hand das glänzende Haar der Freundin liebkosend, „kann er recht heiter sein?"

„O sehr," entgegnete Leoni, „besonders in Gesellschaft, wenn er angeregt ist. Ich denke, Ihr werdet viel Spaß zusammen haben."

„Nun bin ich doppelt begierig," sprach Esther nach kurzem Sinnen, „denn das paßt mir ganz und gar nicht zu dem bisher aufgenommenen Bilde von ihm."

Leoni schwieg einige Augenblicke, dann entgegnete sie auf diesen Einwand:

„Ist nicht der Scherz an der ernsten Wahrheit unseres ureigenen Wesens wie ein äußeres Ornament an dem großen sichern Bau, der unsere Schätze birgt?"

„Du wirst," sprach Esther hierauf, „so wenig an einem Bau, welcher ein stylvolles Ganze bildet, Zierrath und Schnörkel finden, welche nicht aus dem Charakter eben dieses Ganzen erwachsen sind, als Du fröhlich sein kannst, ohne einen Theil Deines innersten Wesens auszuströmen. Im Frohsinne liegt, wie im

Spiel des Kindes, ein tiefer Sinn. Und könnte es denn ein Leben sein, das zu leben lohnt, in dem „großen, sichern Bau", dessen regelrechte Wände Dich so kahl und nackt umfangen und Deine Blicke ermüden durch ihre kalte Einförmigkeit?"

„Nein, o nein!" rief Leoni zusammenschauernd und sich rasch erhebend.

„Nun, so male Du getrost die Conterfeis der Rosen und Genien, welche in Deiner Seele wohnen, zwischen die weisen Sprüche hinein, mit welchen Ihr Euer Haus tapeziert," sagte Esther, zu ihr tretend und auf die Barrière sich stützend. Das Haupt weit zurückgebogen, zu den Sternen aufschauend, rief sie begeistert aus: „O, wie schön ist diese Welt! Und unsere heilige Pflicht ist es, unsern Sinn für diese Schönheit offen zu erhalten und diese Spur zu verfolgen, so weit und so hoch die voll entfalteten Seelenschwingen uns zu tragen vermögen! — — Geh' nun zu Bett, Leoni," sagte sie, als nach gedankenvoller Pause ihre Blicke sich trafen und sie bemerkte, wie Leoni, müde den Kopf in die Hand gestützt, mit halbgeschlossenen Lidern vor sich niedersah. „Du bist müde, und ich habe noch ein kleines Gespräch mit den Sternen, bei welchem selbst Du überflüssig bist." Sie drängte die willig Gehorchende in das Zimmer, ergriff einen Shawl, und sich tief hineinhüllend gegen Kühle und Thau, ließ sie sich wieder im Sessel nieder, welchen sie so gerückt hatte, daß der volle Mondglanz sie traf, wie sie da still

und regungslos saß — — man hätte sie für schlafend halten können, hätte sich nicht das sanfte Licht des Mondes in den großen glanzvollen Augensternen gespiegelt, wie in einem klaren See. —

Sie hatte, nachdem sie endlich ihr Lager gesucht, kaum einige Stunden geschlafen, als die Magd, ihrem gestern erhaltenen Auftrage gemäß, erschien, sie zu wecken, weil Esther sich durchaus in der Fertigkeit des Kühemelkens vervollkommnen wollte. Sie legte zu diesem Zwecke Rosel's Kleider wieder an und begab sich hinunter. O, wie der Morgen so frisch war und die Luft so rein und belebend! Es schlief noch Alles, nur sie und die Magd wachten schon und durften dafür ihre Glieder in der köstlichsten Morgenfrische baden.

„Es schadet ihnen auch nichts, wenn sie jetzt erwachen," dachte Esther, indem sie einen Augenblick unter der Thür stand und die Landschaft vor sich betrachtete, und stimmte ein Lied an, das sich ihr unaufhaltsam aus der Brust rang. Es stieg jubelnd auf wie Lerchengesang und verrieth in seiner sich entfernenden Richtung der erwachenden Leoni den Weg Esther's. Auch sie erhob sich nun und beeilte sich hinunter zu kommen.

Sie suchte Esther im Kuhstall auf und wurde von dieser mit dem ersten Glase warmer Milch bewirthet, das sie soeben gemolken. Dabei sang Esther der Magd einen schweizerischen Kuhreigen vor und verlangte, sie solle ihn lernen, um eine ganz

würdige Hüterin ihrer schönen Schweizerkühe zu sein. Die Magd lachte verschämt und meinte, so würde es doch nicht klingen, wenn sie auch singen wollte. Sie mußte aber wohl musikalisches Gehör haben, denn als die Beiden nun mit Körben zu den Beeren gegangen waren, hörten sie die ersten schüchternen Versuche, die Melodie nachzusingen, welche durchaus nicht ganz mißlangen. Als habe sie nichts davon vernommen, stimmte Esther nun nochmals mit lauter Stimme das Lied an und freute sich königlich des schwachen Wiederhalles, welchen sie ab und zu zwischendurch vernahm.

„Ich ruhe nicht, bis sie es kann," sagte sie vergnügt, „dann ist mein Andenken bleibend gestiftet in diesem Kuhstall."

Unterdeß füllten sich die Körbe, obwohl manches thaufrische Prachtexemplar einen andern Weg genommen hatte, und man mußte sie in das Haus tragen. Hier hatte die Winzerin bereits das Frühstück auf der schattigen Gallerie servirt, welches noch trefflich mundete, trotz der vorhergegangenen Schwelgereien in Milch und Beeren; so sehr hatten Morgenluft und Bewegung den Appetit geschärft.

Und nun nach eingenommenem Frühstück schickte sich Esther an, die Beeren auf das Schloß zu tragen. Leoni hatte Lust mitzugehen, doch hätte dies den Spaß verdorben, und sie beschied sich, von der Gallerie aus die Windungen des Wiesenpfades zu verfolgen, welchen Esther einzuschlagen hatte. Bald sah

sie die leichte Gestalt mit den mit grünen Weinblättern wohlausgelegten Körben unter der Gallerie hervortreten und im Schatten ihres breitrandigen Strohhutes den Weg antreten. Unten am Weinberge angelangt, blieb sie stehen, schaute zurück und winkte mit der Hand. Leoni wehte mit dem Tuche, und nun wanderte Esther munter fürbaß.

Der Hirtenjunge richtete sich, als sie vorübergegangen, vom Grabenrande auf und schaute ihr nach, so weit seine Blicke sie verfolgen konnten; dann knallte er mit seiner Peitsche und wandte sich seinen Kühen zu. Es mochte ihm sein, als habe er geschlafen und ein Traumgesicht gehabt.

Jetzt verschwand Rosel's rother Rock hinter dem Elsenbusch vor der schmalen Brücke, welche über das Fließ führte, das eine kleine Insel umgab, über welche der Weg lief. Auf der Brücke von weißen Birkenstämmen erschien Esther wieder und mußte an einem alten Manne vorüber, welcher kopfnickend ihr guten Morgen bot und sich, nachdem sie einige Schritte zurückgelegt, noch einmal nach ihr umwandte. Es entging Esther nicht, denn je weiter sie kam, desto unternehmender erschien sie sich, und wäre fast am liebsten umgekehrt, wenn sie sich nicht geschämt hätte. „Es fehlte wahrhaftig noch, daß ihr mich angafftet und mir nachschnattertet,“ sprach sie zu den Enten auf dem kleinen Teiche, welchen das Wasser vor der tempel- und blumengeschmückten Insel bildete, „aber ihr seid fein artig und wohlgesittet. Hätte ich diese

angenehme Begegnung vorher gewußt, und wie verständig ihr guten Kinder seid, dann hätte ich gern mein Frühstücksbrod mit euch getheilt. Wollt ihr euch aber morgen früh zur selben Stunde hier einfinden, so soll's noch geschehen. Adieu so lange," nickte sie ihnen zu und nahm die Körbe wieder auf, welche sie um auszuruhen auf das Brückengeländer gestützt. Jenseits der zweiten Brücke begann der Park. Unter den hohen, schattenden Bäumen der Erlenallee wuchs ihr Muth wieder, und ein Liedchen trällernd schritt sie munter fürbaß. Da — wer malt ihren Schrecken — wo der Weg mit einem andern, tiefer in den Park hineinführenden, sich zu einem Platze vereinigt, auf welchem einige Bänke mit einem Tisch einen Ruheplatz bieten, da tritt aus dem Schatten der Bäume, hinter dem deckenden Buschwerk hervor, ein Mann in elegantem Jagdcostüm, die Flinte auf der Schulter, den Hühnerhund voraus, der Esther bellend umkreist. Wankenden Fußes will sie ihren Schritt beschleunigen und trotz des Hundes mit tiefgeneigtem Kopfe unter dem Schirm des Hutes sich bergend vorüber eilen; aber der Fremde hat den gleichen Weg zu nehmen und bietet ihr jetzt, sie gewahrend, einen guten Morgen.

„Du kannst mir vielleicht Auskunft geben, Kind," spricht er mit ernst-ruhigem Wohlklang, „ob die Herrschaft noch abwesend ist?"

„Jawohl," erwidert Esther, zitternd wie Espenlaub, und sucht vorüber zu kommen.

„Und weißt Du auch, wie lange sie noch abwesend sein wird?" fragt er weiter und richtet seine Blicke auf die pupurnen und weißen Himbeeren und die brennend rothen, durchsichtigen Johannisbeertrauben in ihren Körben.

„Nein," entgegnet sie, ihre Rede so kurz als möglich fassend, um durch den Klang ihrer Worte die glücklicherweise auf die Beeren gerichtete Aufmerksamkeit nicht auf sich zu lenken.

„Du bist wortkarg, mein Kind, und scheinst eilig," nahm er nochmals das Wort; „doch bist Du vielleicht mitleidig genug, einem müden Jäger eine Handvoll dieser ganz vortrefflichen Spätlinge da aus Deinen Körben zu spenden. Ich habe sehr früh gefrühstückt und bin bereits eine Meile gelaufen."

Um nur nicht sprechen zu dürfen, stellte Esther eilig ihre Körbe auf den Tisch, zog eins der breiten Weinblätter am Rande hervor und legte ein paar Hände voll Beeren darauf. Er sah ihr zu und naschte indeß voreilig aus den Körben.

„Ei, ei," sagte er, indem er den Bewegungen ihrer Hände mit einem Male aufmerksam folgte, „das sind ja seltsam feine und zierliche Händchen für ein Bauermädchen, das Du ja doch wohl bist?" Er warf einen prüfenden Blick auf sie, welchen sie in ihrer Angst fühlte, obwohl sie noch immer den breiten Hutrand als Deckmantel für ihr Gesicht zwischen den dicht neben ihr stehenden Fremden und sich zu bringen gewußt. Sie nickte nur stumm und griff

rasch ihre Körbe auf. „Du bist geizig,“ hielt er sie auf, „gieb noch eine Handvoll und sage mir dabei, wer Du bist?“

„Winzers Magd,“ erwiderte sie, noch mehr Früchte auf das Weinblatt häufend; und entschlossen, nun um jeden Preis loszukommen, wandte sie sich; er aber hielt neckend ihren Korb fest und sagte:

„Und ich soll Dir glauben, daß Winzermägde so lilienweiße, schmale Hände mit rosenrothen, wohlgepflegten Nägeln haben?“

„Ich komme gerade aus der Stadt, wo ich ein paar Jahre nähen gelernt,“ sprach sie nun, durch die Nothwehr trotzig gemacht, entriß ihm den Korb und eilte den Weg entlang dem Hause zu. Er schaute ihr neugierig nach.

Zitternd an allen Gliedern, mit hochgerötheten Wangen und schlagenden Pulsen trat sie in die Küche, wo die Wirthschaftsmamsell mit den Mägden schaltete. Mit kurzem Gruße setzte sie ihre Körbe ab, und auf einen Schemel sinkend, bat sie um Erlaubniß, ein wenig ruhen zu dürfen. Alle Lust an dem Scherz war nun vergangen. Obwohl die fragenden Blicke der Mägde, denen die Wirthschafterin bald Worte lieh, ihr lästig waren und sie beängstigten, da sie jetzt um keinen Preis mehr ihren wahren Namen und Stand verrathen sehen wollte, fühlte sie sich doch in ihrer Gesellschaft wie geborgen und schützte ein Unwohlsein vor, um nur so lange als möglich hier

bleiben zu dürfen, damit der Fremde auch ganz gewiß auf ihrem Rückwege nicht mehr anzutreffen sei.

Und wie, wenn er leichtfertig genug war, das kleine Abenteuer zu verfolgen! Wenn er im Park auf der Bank sitzen blieb, an der sie auf dem Rückwege vorüber mußte! O was hätte sie darum gegeben, wenn sie jetzt in ihren gewohnten Kleidern bei Leoni auf dem Weinberge säße und dieser unselige rothe Rock am Nagel in Rosel's Kammer hinge, wie vorher! War es nicht schrecklich, wie sie ein Unstern verfolgte? Gestern den ganzen Tag hatte sie, so oft sie die Windungen des Weges, welcher nach dem Schlosse führte, beobachtete, keine lebende Seele darauf gewahrt, außer dem Kuhjungen, vor welchem sie sich nicht zu scheuen nöthig hatte, und heut erst der alte Mann und dann gar der junge — — Jung? Sie hatte ja sein Gesicht nicht gesehen, wie er, Gott sei Dank, auch das ihre nicht — das war doch ein Trost. Aber um des Himmels willen! Sie hatte in der Angst dem Fremden ja dadurch, daß sie gesagt, sie sei Winzers Magd, einen Faden in die Hand gegeben, an welchem er den Weg zu ihr sicher finden konnte, sobald ihm daran gelegen, ihr nachzuspüren. O, nun war der harmlose Scherz, Rosel's Kleider zu tragen, zu einer That geworden, welche sie aus dem Paradiese des reizenden Aufenthalts trieb, denn jetzt mußten sie augenblicklich fort, Leoni mußte ihr das Opfer bringen und that es gewiß ganz einverstanden mit ihr.

Nun aber mußte sie sich aufraffen, versichern, daß ihr wieder besser, und die Neugier des Personals in der Küche mit wenig Worten beschwichtigen. Sie überbrachte also nachträglich einen Gruß von der Muhme Winzerin, welche sie auf ein paar Tage zu besuchen gekommen, und hier wären die Beeren; ob sie auch sollte die Körbe gleich wieder zurücknehmen?

Die Mamsell betrachtete sie wohl ein wenig von der Seite, schien aber doch nicht gerade ganz ungläubig, und besorgt, daß der Zweifel noch siegen könne, war Esther froh, als sie ihr die schnell geleerten Körbe übergab und sie mit kurzem Gruß sich entfernen konnte.

Ach! wenn Leoni nicht Angst haben müßte, so hätte sie sich am liebsten in das nächste dichteste Gebüsch verkrochen bis zur Dunkelheit, um ungesehen nach Hause zu gelangen. Es half aber nun einmal Alles nichts, sie mußte vorwärts. Gott Lob, daß sie den Hut wenigstens hatte. Unter seinem Schirm, der sie eben so wohl verhinderte, zu sehen, als gesehen zu werden, eilte sie nun dahin wie ein gejagtes Reh. Sie hatte nicht rechts noch links geschaut und kam erhitzt und mit fliegender Brust bei Leoni an.

„Komm sogleich mit mir,“ rief sie angstvoll, „und hilf mir diese entsetzliche Tracht ablegen. O, daß ich diese Thorheit unterlassen hätte!“ Sie zog die staunende Freundin mit sich fort nach Rosel's Kammer, und hier erzählte sie ihr das gehabte Abenteuer und

schloß die leidenschaftliche Bitte daran, sofort nach der Stadt aufzubrechen.

„Das trifft ja gut zusammen,“ entgegnete Leoni. „Soeben habe ich einen Brief nachgesendet erhalten, in welchem Max mir seine Ankunft auf übermorgen verkündet. Es leidet mich nun hier nicht mehr, ich habe noch einige Vorkehrungen zu treffen, und bedauerte eben, Dir bei Deiner Rückkehr diese Eröffnung machen zu müssen, welche Dich mitten in Deiner besten Lust treffen sollte. Ich darf Dir nun ohne Umschweife gestehen, daß zu unserem Abgange hier Alles vorbereitet ist und wir nur noch den freundlichen Winzerleuten Adieu zu sagen haben.“

„Ja, ja, es ist gut so,“ erwiderte Esther, aber die Thränen traten ihr in die Augen, als sie an den plötzlichen Abschied dachte. Sie zog einen kleinen dunkelrothen Achatring vom Finger und legte ihn zu den Granatschnuren und den rothen Bändern in Rosel's Lade und folgte Leoni, um der Winzerin Lebewohl zu sagen. Sie trugen ihr einen Gruß für den Winzer auf, welcher weit hinten in den Rebgängen beschäftigt war, die ersten Trauben reifen Frühweins zu schneiden, und zwar für sie, wie die alte Frau berichtete, die inständigst bat, sie möchten nicht gar so sehr eilen und doch die Trauben noch annehmen, die nun doch schon geschnitten seien. Der Winzer kam auch wirklich schon den Gang herauf mit dem Körbchen voll Trauben, und während sie standen und ihn erwarteten, schien Esther, deren

Augen die Kuhstallthür getroffen, noch an etwas zu denken. Sie zog ein kleines Pergamenttäfelchen aus der Tasche und schrieb eifrig, dann trug sie es in den Stall und legte es auf den kleinen Schemel neben der Thür, welchen die Magd benutzen mußte, wenn sie Mittags vom Felde heimkehrte und in den Stall trat, um die Kühe zu melken. Es enthielt die Worte des Kuhreigens. Aber sie kehrte noch einmal zurück, als sie schon in der Thür stand, und legte noch ein blinkendes Geldstück zwischen die Blättchen, welche sie dann wieder in ihr kleines Futteral zurückzwängte.

„Und nun fort, fort," sagte sie und hing das kleine Körbchen mit den Trauben an ihren Arm, das die Winzerin, wenn sie das nächste Mal zur Stadt zu Markte käme, abzuholen versprach, „aber denken werden wir an die seligen Stunden hier immer und immer."

Sie wanderten Arm in Arm ihres Weges, von den Trauben naschend, die gehabte Begegnung Esther's mit dem Fremden zurückrufend und von der nahen Ankunft Maxens redend. Die Unterhaltung hatte einen bei Weitem ruhigeren Charakter, als die auf dem Hinwege gepflogene. Sie hatten die damals frisch entfalteten Flügel ihrer heitern Laune, von welchen sie sich bis zur Stunde sorglos im freien Aethermeere jugendfrischen Frohsinns auf und nieder tragen lassen, fein säuberlich unter die herkömmliche Flügeldecke gefaltet und schritten still und gleichmüthig

auf der Landstraße dahin, welche sie wieder in das Geleis des alltäglichen Daseins zurückführen sollte. Es war fast dem entsprechend, daß sich der Himmel ein wenig trübte, und sie mußten rascher zuschreiten, damit sie nicht etwa noch einen Regen bekämen. Gerade an der Villa, dessen Besitzer ihnen die schönen Rosen geopfert, welche sie wohl zu conserviren gewußt und auch heut noch im Gürtel trugen, fielen die ersten Tropfen. Sie fielen indeß nur vereinzelt aus einer rasch hinziehenden Wolke, die scharfblickende Esther hatte dies bald erkannt und hielt beruhigend die lebhafter schreitende Leoni zurück.

So kamen sie auch glücklich bei ihrem Hause an, fanden Alles in guter Ordnung und freuten sich in der behaglichen Behausung des gehabten Genusses in gehobenster Stimmung. Nun, da Esther dem Schrecken, den Unbekannten wieder anzutreffen, glücklich entronnen war, machte ihr selbst dies peinliche Abenteuer großen Spaß, obwohl Leoni ihr versprechen mußte, doch ganz gewiß gegen Niemand, ja selbst gegen Max um keinen Preis davon zu sprechen.

2.

Das ganze Haus hatte nach frischem Gebäck geduftet, die Eingangsthür war mit grünen Guirlanden umkränzt worden und Max zur bestimmten Stunde angelangt. Esther blieb noch auf ihrem Zimmer, sie wollte das Wiedersehen der Eheleute nicht stören und hatte gebeten, sie erst zum Abendbrode zu rufen. Nun rief das Mädchen, und sie ging hinüber.

Das Ehepaar stand im Fenster und bemerkte Esther's Eintritt durch die geöffnet stehende Thür nicht. Sie konnte bis dicht zu ihnen hintreten und erweckte sie erst durch ihr fröhliches „Guten Abend, beisammen," womit sie ihnen beide Hände entgegenstreckte.

Als sie sich rasch wendeten und Max einige freundliche Begrüßungsworte sprach, fiel das volle Lampenlicht vom Tische in der Mitte des Zimmers über seine Gestalt. Esther machte für sich dabei die Bemerkung, daß er doch anders aussähe, als sie sich ihn vorgestellt. Er war größer, als sie gedacht, die

hellen großen Augen lagen nicht dunkel und tief in ihren Höhlen, das Haar war braun und nicht schwarz, seine Haltung, die sie sich sehr ruhig gedacht, hatte mehr etwas Eckiges, Ungewandtes, was sich gleich bei der Begrüßung zeigen konnte. Er hatte Ansatz zum Dickwerden und sah im Ganzen sehr behaglich aus, wenn dem nicht gewissermaßen eine Härte des Blicks widersprochen hätte.

Das machte, daß Esther überhaupt keinen festen Eindruck von seiner Erscheinung bekam, so sehr sie der Gatte ihrer lieben Leoni auch interessirte. Sie sehnte sich, alle möglichen schönen und edlen Eigenschaften an ihm zu entdecken, um ihretwillen, denn sie kannte das weiche, tiefe Gemüth der Freundin und hielt es für unmöglich, daß ihr Glück ein gesichertes sein könne, wenn sie nicht mit voller, ganzer Achtung zu dem emporblicken konnte, welchem sie sich zu eigen gegeben.

Sie bekam auch bald Gelegenheit, ihre Beobachtungen ungestörter fortzusetzen, denn Max war so redselig, er erzählte so anhaltend, daß man nur zu hören hatte. Zuerst schob sie zuweilen ein munteres Wort dazwischen, eine Gegenbemerkung, eine Frage, aber er war so im Zuge, daß er kaum darauf achtete. Leoni horchte aufmerksam, es lebte auf ihrem freudegerötheten Gesicht Alles auf, was er sprach, dabei versorgte sie ihn mit Speisen und Allem, was er bedurfte, und war ganz Aug' und Ohr für ihn. Er aß mit Behaglichkeit und hatte von der Reise guten Appetit mitgebracht, vergaß auch in seinen Erzählungen

nicht zu erwähnen, wo er unterwegs gut gegessen und getrunken hatte, und es wollte Esther bedünken, er lege ein bischen viel Werth darauf. Ihr wenigstens erwies er mit diesen umständlichen Erwähnungen weiter keinen Dienst. Sie gähnte einigemal verstohlen dabei und dachte an den Rückzug. Nun aber kamen glücklicherweise andere Themas daran, er sprach von Menschen, Gegenden, und es war manches Gute und Kluge in dem, was er sagte, doch störte Esther der allzu selbstgefällige Ton und die apodiktische Gewißheit seiner Ausdrucksweise.

Es regte sich eine leise Opposition in ihr, sie hätte ihm gern ein wenig Schlingen gelegt, ihn geneckt — aber sie schaute auf Leoni und dachte nicht mehr daran, es hätte diese ja kränken können. Zum Glück mußte sie heut noch einen Brief an ihre Mutter schreiben, die an den regelmäßigen Eingang dieser Zuschriften gewöhnt war und sie in ihrer Zurückgezogenheit doppelt vermißt haben würde; also sagte sie, nachdem man sich von Tische erhoben, sehr bald Gutenacht und zog sich auf ihr Zimmer zurück. Hier ging sie lange Zeit in tiefen Gedanken auf und nieder, bevor sie sich zum Schreiben anschickte. Sie schrieb bis tief in die Nacht hinein, nahm einen Bogen nach dem andern, und als sie endlich schloß, warf sie die Feder lachend auf das Dintenfaß und rief, vergnügt die müde gewordenen Finger reibend, aus: „Nun, wenn da mein Mütterchen nicht zufrieden ist — ich habe auf sechzehn Seiten so lustigen Unsinn geschwatzt,

daß sie nicht zweifelhaft sein kann, ob es mir auch gut genug geht."

Acht Tage waren seitdem vergangen. Sie hatten hingereicht, Esther's Herz über das Loos Leoni's an der Seite dieses Mannes mit Schwermuth zu erfüllen. Jetzt verstand sie die Widersprüche ihres Wesens.

Max hatte bei tüchtigem Wissen, scharfem Verstande und strengen Grundsätzen ein kaltes, liebeleeres Herz, er war ein Egoist vom reinsten Wasser, eitel bis zur Lächerlichkeit auf die kleinste seiner Gaben, welche ihn nirgends über das Niveau der Mittelmäßigkeit emporhoben, anspruchsvoll und selbstsüchtig in so hohem Grade, daß er jedem Dritten unbequem werden mußte. Von Leoni's Reizen bezaubert, hatte er es verstanden, ihr vertrauendes Gemüth mit all' seinen Liebesschätzen an sich zu ketten, und als dies geschehen war, half ihm die Innigkeit und Güte ihres reinen Herzens dieses Gut erhalten, obgleich er ihr eigentlich nichts bot, als die Erlaubniß, ihn zu bewundern und womöglich anzubeten. Das Glück in ihren Zügen nahm er als schuldigen Tribut entgegen, der sich von selbst verstand. Daher kam es auch, daß er nicht liebreich forschte, wenn einmal eine Wolke diese heitere Stirn beschattete, sondern schalt und zürnte. Esther hatte dies schon mit angehört und gesehen, wie Leoni, ganz irre an sich selbst gemacht, sein Schelten für berechtigt hielt und beschämt ihre Schwäche anklagte. Sie mochte zu jenen Frauennaturen gehören, welche um jeden Preis in dem Erwählten

das Sinnbild aller Vortrefflichkeit verehren wollen, weil sie es in ihm schauten, als er ihre Liebe gewann. Und wohl ihnen, wenn sie in dieser Täuschung verbleiben. Denn hallt nur einmal leise wie eine schaurige Ahnung das Wort „Täuschung" durch ihre Seele, dann sind sie verloren. Es hallt von allen Wänden zurück mit schwellendem Klang, und die Schleier der Verblendung zerreißen jäh von oben bis unten. Dahinter steht die Wahrheit in unerbittlicher Grausamkeit.

Vor diesem Elend wehrte sich Leoni wie im Traume, bewußtlos. Sie hing sich mit Eigensinn an die Vortrefflichkeit ihres Mannes, sie war in Gefahr, sich selbst zu verlieren, wo sie ihn nicht verstehen konnte, weil das, was sie verstand, ihre unbedingte Billigung nicht fand. Wenn Esther von der Arroganz seines Wesens verletzt ward, hing Leoni mit bewundernden Blicken an ihm und nahm jedes seiner Worte für ein Evangelium.

Esther litt schwer im Anschauen dieser Zustände, die ihr schwül und unheildrohend erschienen, wie ein fernher grollendes Ungewitter. O, daß sie es hätte aufhalten, zertheilen können! Sie hütete aus inniger Theilnahme an Leoni's Schicksal in ihrer Gegenwart jeden ihrer Blicke, jedes Wort, und schien andächtig wie sie den Worten ihres Mannes zuzuhören; befand sie sich aber ihm allein gegenüber, dann ließ sie die Rolle fallen, suchte die Gelegenheit auf, ihm zu zeigen, daß sie keineswegs in urtheilsloser Leichtgläubigkeit

an die Unumstößlichkeit seiner aufgestellten Sätze glaube, daß sie recht wohl ihre eigenen Anschauungen zu haben und zu bewahren wage, und suchte ihm namentlich ein Verständniß für den Werth und die hingebende Liebe seiner Frau zu erwecken. Sie besaß viel Feinheit und Tact, und da er einerseits eine so einsichtsvolle Absicht der großen Jugend Esther's nicht zugetraut hätte und andererseits ihm der Gedanke unendlich fern lag, es könne Jemand in der Welt an die Möglichkeit glauben, Leoni's Glück an seiner Seite ließe noch etwas zu wünschen übrig, so konnte sie Manches wagen, wovor Leoni erschrocken wäre, wenn sie es mit angehört hätte. Der Erfolg ihrer Bemühungen aber war gleich Null. Es prallte Alles an dem kalten Panzer seiner Selbstgefälligkeit und Eigenliebe ab. Esther konnte sagen was sie wollte, es ließ ihr ganz nett, wenn sie ein wenig zürnte und wenn um ihre frischen Lippen ein spöttisches Lächeln spielte. Er sah ihr mehr zu, als daß er gehört hätte. Und überdies, was wollte sie? War nicht Leoni sein Weib, hatte sie nicht eine bequeme Existenz, zumal da sie ohne Kinder waren? Was konnte sie noch wünschen?

Esther fröstelte bis in die Seele hinein vor diesem Glück. Und sie ahnte das Frösteln Leoni's. Das war es ja, was mitten in der Begeisterung sie anrief, daß sie strauchelte wie eine jäh erweckte Nachtwandlerin und den Boden unter ihren Füßen verlor. Lag es doch auf der Freiheit ihres Wesens wie ein Inter-

dict, das allgemach zur Sclavenkette werden und sie wund reiben mußte zum Tode: das war der blinde Glaube an ihren Mann, der ein thönerner Götze war. Sie mußte das schöne reine Feuer ihrer Seele dämpfen und verkühlen, daß es nicht um sich griff in dem engen Raume, in welchen es gebannt war und sie verzehrte. Und sie that es, sie vermochte es, dem kalten Egoismus sich anzuschmiegen, wie sie einem edlen, mit Opferstärke nach hohen Zielen strebenden Gatten gefolgt wäre durch Glück und Leid, durch Arbeit und Drangsal bis in den Tod.

Und was that Max? Er füllte sein Amt aus, und das geschah mit der lästigsten Ostentation, als sei dies ein ganz apartes Verdienst von seiner Seite, nicht etwa wie bei seinen Collegen, welche sämmtlich dasselbe thaten und, von seinen Ueberhebungen angewidert, ihn mieden. Dafür hatte er die Erklärung des Neides und daß sie sich ihm nicht gewachsen fühlten. Die Leute, von denen er sprach, waren sämmtlich Dummköpfe, was seine Unterhaltung in der That nicht sehr schmackhaft machte. Dazu kam noch die Sucht nach auffallender Sonderbarkeit in Meinungen und Behauptungen, welche stets den allgemein als wahr angenommenen Ansichten zuwiderliefen. Dies war zur vollständigen Paradoxomanie an ihm geworden, und auf solche Weise konnte ein gedeihliches Gespräch mit ihm niemals gepflogen werden.

Unter diesen Umständen ward Esther der ganze Aufenthalt im Hause ihrer Cousine verleidet, ja sie

mußte ihre Gegenwart für gefährlich halten. Hätte sie die Hoffnung gehabt, zur Sicherung des Friedens im Herzen Leoni's auch nur das Geringste beitragen zu können, wenn sie blieb, so hätte sie nicht gezögert, das Opfer zu bringen; doch fürchtete sie im Gegentheil, sie könne unbewußt es verschulden, Leoni aus ihrem Glückstraume zu erwecken.

Es ist ein charakteristischer Zug der Jugend, daß sie ihre Kraft an Alles zu setzen wagt, was ihr zu bekämpfen nöthig scheint. Sie sieht das Unrecht und strebt dagegen an, wo die Erfahrung der Jahre in der Ueberzeugung der Erfolglosigkeit alles Dagegenwirkens muthlos sich abwendet.

So hatte Esther zuerst im Interesse ihrer Freundin sich tapfer gegen die herzlose Selbstsucht Maxens empört und beschlossen, mit äußerster Vorsicht ihn zum richtigen Verständniß seiner selbst hinzuleiten, durch einzelne Bemerkungen in Leoni's Abwesenheit, über diese oder über ihn selbst. Aber sie hatte bald erkannt, daß er unnahbar sei, und mußte noch dazu befürchten, er könne auf den Gedanken kommen, Leoni habe sich über ihn beklagt, was für die Arme von den übelsten Folgen gewesen wäre.

So schwer es ihr andererseits wurde, sie zu verlassen, so fühlte sie, es mußte sein, und schrieb deshalb ihrer Tante, sie möge sie abrufen zu sich. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Leoni war betrübt über die schnelle Abreise, doch Esther tröstete: „Du hast Deinen Mann!“ Und das war das wirk-

samste Trostmittel, denn nun erschien sich Leoni gleich undankbar und unzufrieden und hielt mit entschlossener Willenskraft ihren Schmerz nieder.

Und ein Schmerz war es. Wie unendlich wohl hatte die Unverwöhnte sich in der liebreichen Nähe Esther's gefühlt! Eine stets bereite Ansprache für jeden ihrer Gedanken, ein Eingehen, ein fest sich Anschließen an ihr Wesen, ihre Wünsche und Neigungen — o, wie sich's so wonnig zu Zwei dachte und empfand! Sie hatte das recht deutlich erkannt in diesem Verkehr. Ja, diese Wonne wollte sie ihrem Max bereiten, ihm folgen, wohin sein Geist flog und sein Denken — sie wollte nun recht von Neuem, mit frischen Kräften, Alles daran setzen, ihm das Gefühl ihrer unendlichen Liebe zu geben. Ach, wenn sie nur befähigt dazu gewesen wäre, das Herz und die Liebe allein thaten es noch nicht. — „Und wenn er ein klein wenig mir entgegen käme," flüsterte eine leise Stimme in ihrem Innern dazwischen; aber sie hörte sie nicht und dachte: „Die Liebe kann Alles, und ich habe die Liebe, also voran zum Siege! Einmal wird die Zeit kommen, wo wir durch alle Unklarheiten hindurch zum Lichte uns emporgerungen haben werden."

„O, läg' in ihren Armen ein Kind," war das stumme Gebet Esther's im Abschiedskuß, „dann hätte ihre Seele die nothwendige Speise und brauchte nicht zu verhungern."

Esther's nächstes Ziel war Posen. Dorthin hatte

die Tante sie beschieden, um mit ihr zusammen zu treffen und sie nach Colberg zu begleiten, woselbst sie noch einige Wochen des beginnenden Herbstes zubringen wollte.

Das Meer! Der Anblick des Meeres stand ihr bevor! Wie ihr das Herz schlug bei diesem Gedanken. Die lange ahnungsreiche Sehnsucht sollte zur Wirklichkeit werden, sie sollte seine Wogen sehen im Sturm und seine Fläche in der Stille, unter dem blauen unermeßlichen Himmelsgewölbe, die weißen Segel der Schiffe einem Pünktchen gleich am Horizonte auftauchen und bauschig gebläht heranfliegen mit dem Winde, zu ihr, die am Strande stand, wo sich die Welle brach und die gelben Bernsteinbröckchen heranspülte aus seinem Schooß, zum Spiel für die suchenden Kinder, die im Sande lagen und an der salzigen Luft erstarken sollten. Und gerade jetzt, da ihr das Herz weh that von dem Blicke, welchen sie in das Leben Leoni's geworfen, die so sehr ein schönes, ganzes Glück verdient hätte und nun hingegeben im blinden Vertrauen an die höhere Einsicht ihres selbstsüchtigen Mannes, ihr eigenes natürlich-gesundes Gefühl stets völlig unterdrückend, so daß sie in Gefahr war, jede Freiheit eigener Anschauungen und Handlungen und endlich sich selbst zu verlieren.

Und wenn sie sich nicht verlor? Wenn ihr die Schuppen von den Augen fielen? „Arme Leoni, Dir ist nicht zu helfen — der Himmel beschütze Dich!“

Das war der Refrain aller Gedanken Esther's an die soeben verlassene Freundin.

O säße sie noch bei ihren Geschwistern daheim und wäre die Stütze der Eltern, die Freundin der Jüngeren, die ihre Liebe und treue Sorge ihr dankten und sie dafür ehrten und liebten! Und der, den sie liebte, hatte nur Ansprüche und Tadel für sie, kein Auge für ihre Liebe, die er zu fordern hatte, da sie sein Weib war. Was hätte er weiter und weiter zu werben brauchen um etwas, das er bereits besaß? Und doch, brauchte sie Dank, wo zu lieben ihr ganzes Wesen sie trieb? Sie wollte nur aufgehen in ihm und streben mit ihm. Wonach? Zu welchem Ziele? Das war's. Das Ziel gebrach. Sie hatte seinen strengen Anforderungen eigene Tiefe zu Grunde gelegt, nach der forschte sie ängstlich, um sie zu erschauen von Aug' zu Aug' und ihre Schätze an's Licht treten zu sehen, zum Wohle Aller und zum Ruhme des Geliebten. Wie sie hinausschaute in die Zeit nach würdigen Zielpunkten für ihn! So oft sie aber aufgejubelt hatte: Hier wird er eingreifen, hier seine schönen Kräfte einsetzen, — es war immer noch nicht an der Zeit, noch nicht das Rechte — o, einstmals mußte es herrlich werden! — Die Kraft speichert sich auf zu ungeheurem Vorrath — wohl dem, an das er sie setzt. — Arme Leoni!

Esther begann nun ihre Gedanken auf das bevorstehende Zusammentreffen mit der Tante zu richten. Sie hatte nur ein dunkles Bild von ihr, als zehn-

jähriges Mädchen hatte sie sie zum letzten Male gesehen. Sie war die wenige Jahre ältere Schwester ihrer Mutter, sie hatten weitaus auseinander geheirathet und sich nur selten wiedergesehen. Damals, als Esther in die Pension geschickt wurde, hatte der Vater derselben, nachdem er als Kaufmann ein ausreichendes Vermögen erworben, sich von seinen Geschäften zurückgezogen und eine schön gelegene Villa in der Nähe eines Gebirgsstädtchens gekauft. Er war ein Kunstfreund, hatte eine herrliche Kupferstichsammlung und werthvolle Gemälde, und wählte seine Lectüre auch aus diesem Gebiet. Er hatte die Geschichte der Kunst sich auf das genauste zu eigen gemacht, und das Leben jedes Künstlers von Bedeutung und jedes seiner Werke waren ihm vertraut. Er war nur Liebhaber und Kenner, nicht selbst Künstler, und diese Eigenschaft und Neigung konnte sich naturgemäß erst mit dem fortschreitenden Leben entwickelt haben. So war es gekommen, daß seine Eltern ihn den Kaufmannsstand ergreifen ließen, um Nachfolger des Handlungshauses zu werden, das, lange schon von Vater auf Sohn vererbt, angesehen und gesichert bestand. Er hatte es von jeher nicht anders gewußt und gedacht, und erst mit der Praxis des erwählten Standes ging ihm ein Licht auf, daß er zu Allem in der Welt mehr Neigung habe, als Handel zu treiben, zu rechnen, zu speculiren und seinen äußern Vortheil im Auge zu behalten. Mitten in dem Mißbehagen dieser Erkenntniß, welche bald nach dem Tode seines

Vaters, dessen Compagnon er seit Jahr und Tag gewesen, eintrat, kamen ihm einige günstige Jahre und günstige Conjuncturen zu Statten, er sah durch äußere glückliche Umstände sein Vermögen verdoppelt und zog sich, die Firma einem Verwandten überlassend, von allen kaufmännischen Geschäften zurück. Er reiste einige Zeit, besuchte die Kunstschätze der großen Städte und kaufte was ihm gefiel und sein Beutel erlaubte. Dann zog er sich in jene Villa zurück, in welcher er seine Sammlungen ordnete und sich in Kunst und Alterthum so ganz versenkte, daß nur der Ruf irgend eines ruhmwürdigen Gemäldes oder Bildwerkes ihn veranlassen konnte, sein stillbehagliches Asyl einmal zu verlassen.

Früher hatte er, dieser Verlockung nachgebend, fast alljährlich mit seiner Frau einen längeren Ausflug zum Besuch irgend einer Gemälde-Ausstellung gemacht, ja sogar nach Rom hatte es ihn unwiderstehlich gezogen und einen Winter hatte er sich dort nicht loszureißen vermocht; seit einigen Jahren aber war er leidend und wagte sich nicht mehr hinaus. Er zehrte von seinen Schätzen und seinen Erinnerungen.

Diese Zeit der völligen Zurückgezogenheit begann gerade mit Esther's Heimkehr. Der frische, fröhliche, kluge Sinn Esther's mochte viel dazu beitragen, ihm sein Haus so licht und behaglich erscheinen zu lassen, als sein leidender Zustand es nur gestattete. Seine Gattin, welche von jeher mit großem Interesse seiner Geistesrichtung gefolgt, eine stille, denkende, zum Idea-

len hinneigende Frauennatur, liebte es sehr, ihn seine Muße und seine Mittel zu solchen Zwecken verwenden zu sehen. „Ein Mann, welcher mit Begeisterung an den schönheitsvollen Erzeugnissen der Kunst hängt und sich mit so großer Vorliebe dem Studium des classischen Alterthums ergiebt, kann gar nicht anders sein, als so mild und gediegen wie Dein Papa," sagte sie oftmals zu Esther, als diese nun im elterlichen Hause wieder eingekehrt. Diese nickte enthusiastisch, denn sie war ganz glücklich, daß es dem lieben Papa Freude machte, ihr seine Schätze zu zeigen und zu erklären, und daß er so große Geduld und Freundlichkeit dabei besaß, wenn sie so gar nichts wußte und nur manchmal ihr eigenes ursprüngliches Urtheil das Richtige traf. Sie hatte in der Pension ein wenig gezeichnet und gemalt, aber der Unterricht war schlecht gewesen, der Lehrer ein unausstehlicher Griesgram, und man weiß ja, daß das die Mädchen nicht fördert. Sie leisten das Doppelte und Dreifache, wenn der Lehrer ihre Lust anzuregen versteht.

Hier erwachte diese. Eines Tages trug sie schüchtern ihren Malapparat vor ein Gemälde, das sie ganz besonders anzog und ihr eine nicht allzu schwierige Aufgabe erschien. Es geschah dies, als Papa sein Mittagsschläfchen hielt; sie mußte nothwendig ganz allein dabei sein, um sich höchstens vor sich selber schämen zu müssen. Sie legte an und begann und zerriß und begann wieder und ließ diese Beschäftigung zur Regel werden, wenn Papa schlief, und

brachte denn endlich eine Copie zu Stande, welche sie wagte, auf den Geburtstagstisch ihres Vaters zu legen. Er hatte große Freude daran, meinte, sie sei nicht ohne Talent, und ermuthigte sie, fleißig in diesen Uebungen fortzufahren. Das war nun ein herrlicher Zeitvertreib in dem stillen Leben mit den lieben stillen Eltern, wo ihr zu Anfang doch ein bischen die vielen Altersgefährtinnen fehlten, unter denen sie in der Pension gelebt; besonders einige. Sie machte Fortschritte, und das Verlangen sich zu vervollkommnen wuchs mit ihnen. Nun war es ein Hauptmagnet für sie, der sie nach der Residenz zog. Sie wollte den Winter über unter der Leitung tüchtiger Meister sehr fleißig sein, und ihre Eltern sollten bei ihrer Rückkehr Freude an ihren Fortschritten haben. Wie hätte sie auch einen ganzen Herbst und Winter lang sie allein lassen sollen, nur um zu tanzen und sich zu amüsiren! „Gaukeln kann man wohl hier und da in heiterer Lust, die gerade frisch aus dem Herzen quillt," sagte sie, „aber sich einen Winter lang darauf zurecht richten und nichts als Gaukelei im Kopfe haben — das ist nichts. Daß ich's dann übel nähme, wenn mir ein Verwandtes stürbe, weil ich doch gerade tanzen will, oder so — nein, ich schalte meine Freuden und meine Lust hinein, wo sie gerade passen werden im Leben, die wollen kein breites Feld für sich allein. Solche Gewaltlust ist nicht meine Lust."

Ganz dieselben Gedanken waren es wohl nicht, mit denen sie aus der Pension kam, obwohl sie auch

dort mit einigen Genossinnen einen ernsteren Kern in der oberflächlicher gesinnten Masse gebildet hatte. Die Jahre bei den Eltern, die heiter begnügt ihr einfach geregeltes Leben führten und an dem Herrlichsten und Schönsten, das die begabtesten Menschen von Generation zu Generation geschaffen und vollführt, ihren Geist aufrichteten und frisch erhielten und den Sinn läuterten, daß er aller Kleinlichkeit fremd werden mußte, diese drei ausschließlich in ihrer Gesellschaft verlebten Jahre hatten den Keim ernsten Strebens in des Mädchens Seele schnell gefördert. Wie sie da eben im Eisenbahnwagen saß, tief in den leichten Mantel gehüllt, in die Ecke gedrückt und versunken in ihre Gedanken, daß sie kaum eines Blickes würdigte, was um sie her sich zutrug, wurde man betroffen von dem tiefdenkenden Blicke ihres ernsten Auges, das unbewußt durch das Fenster hinausirrte und träumend weiter glitt am Wege, mit der Schnelligkeit der Fahrt, und hielt dagegen ihre rosige Jugend, die man auf höchstens siebzehn Jahre zu schätzen versucht war, obwohl wir wissen, daß Esther bereits das zwanzigste vor längerer Zeit zurückgelegt. Der Contrast hatte seinen besondern Reiz, man sah es den Mitreisenden an, wie ihre Blicke so gern wieder zurückschweiften zu dem still sinnenden Mädchen, das keine Ahnung davon hatte.

Die Zeit flog nur so, alle Augenblicke war eine Station erreicht, und nun dunkelte es schon, und Posen rückte näher und näher; mit ihm das Wiedersehen

und die Erneuerung der Bekanntschaft mit ihrer Tante. Der Onkel würde nicht dort sein, wußte sie, er war vortragender Rath im Ministerium und konnte eben jetzt keinen Urlaub nehmen, da in seinem Ressort wichtige Arbeiten vorlagen. Die verheirathete Tochter lebte an einem andern Orte, der Sohn war soeben mit den Arbeiten zu dem dritten juristischen Examen beschäftigt und hoffte in kurzer Zeit damit fertig zu sein. Nach glücklich bestandener Prüfung wollte er dann noch irgend einen Ausflug machen. Der Termin konnte nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Das waren die äußeren Umrisse der Verhältnisse, in welche Esther für einige Zeit eintreten sollte. Die Tante war trotz ihrer fünfundvierzig Jahre noch eine lebenslustige Frau, welche die Gesellschaft liebte und es seit der Verheirathung ihrer Tochter gar still um sich fand. Sie hatte deshalb an ihre Schwester geschrieben, und sie darauf aufmerksam gemacht, daß Esther nun in die Welt treten müsse. Dazu hatte sie ihr Haus und ihren Schutz offerirt, und die Eltern Esther's kamen nach reiflicher Ueberlegung überein, daß dieses freundliche Anerbieten mit Dank anzunehmen sei.

So eilte sie jetzt dieser neuen Zukunft entgegen. Es war Abend geworden, von den erleuchteten Coupés aus konnte man draußen nichts mehr erkennen. Was würde nun für ein neues Leben beginnen, wie Welt und Menschen jenseits dieser Dunkelheit, welche ihre Vergangenheit einzuhüllen schien, ihr entgegentreten?

Da war Posen endlich erreicht. Der Zug hielt, die Thüren wurden geöffnet, die Reisenden stiegen aus. „Ich bleibe in der Thür eines Coupés zweiter Klasse stehen, wie eine Salzsäule, bis Du mich an diesem Zeichen erkennst und mich erlösest, liebste Tante," hatte Esther im letzten Briefe geschrieben, als Tante den ihren geschlossen: „und woran erkennen wir uns?" Nun hatte sie auch wirklich kaum Zeit gehabt, sich, einsam zurückgeblieben, auf ihre Salzsäulenrolle zu präpariren, als die Tante sie herausgefunden und Esther mit Freuden sich unter ihrem Schutze sah; denn es war ihr doch so am wildfremden Orte in der Dunkelheit allein etwas bangsam gewesen. Nun lebte sie auf, nach der schweigsam nachdenklichen Fahrt, in lichter Fröhlichkeit, zu welcher die Aehnlichkeit ihrer Tante in Sprache und Zügen mit ihrer Mutter viel beitrug, sowie die Herzlichkeit des Empfanges.

Den Abend im Hôtel mußte Esther viel erzählen, von den Eltern, ihrem Leben zu Hause, von ihrem Besuche bei Bedas — von welchem letzteren sie allerdings nur den äußern Schaum abschöpfte. Desto aufrichtiger und harmloser plauderte sie sonst fort, die Tante nahm Alles so munter entgegen und erzählte dazwischen selbst von den Ihrigen und aus dem eigenen Leben. Es wurde spät, sie merkten es kaum. Der Thee war genommen, der Kellner hatte den Tisch längst abgeräumt, und noch immer riß der Faden des Gespräches nicht. Endlich fiel zufällig

Tantens Blick auf die Uhr, welche aushob, um die Mitternachtsstunde zu verkünden. Da mußte denn doch zur Ruhe gegangen werden, da man am Morgen weiter wollte. Esther öffnete noch einmal das Fenster und lehnte sich hinaus.

„Da sind sie wieder,“ sagte sie, nach den Sternen deutend, „dacht' ich's doch, daß sie meine treuen Gefährten sein würden.“ Sie winkte grüßend mit der Hand hinauf und schloß das Fenster. Die Tante schaute sie lachend an, als sie sich wendete. Esther lachte mit. Plötzlich schlug sie ihre Arme um die Tante und sagte bittend: „Werd' ich auch manchmal ein bischen Unsinn sprechen dürfen?“

„Soviel Du willst, mein Kind,“ entgegnete diese heiter.

„Und willst Du auch ein wenig Sinn dabei herausfinden?“ bat Esther schmeichelnd.

„Wenn's irgend angeht, recht gern,“ gab sie lachend zurück, indem sie den Gutenachtkuß auf des Mädchens Stirn drückte.

Der folgende Reisetag war ohne Unfall und ohne besondere Erlebnisse zurückgelegt worden und hatte sie Abends spät an das Ziel ihrer Reise gebracht. Die unwirthliche Nacht im Gasthause war überwunden, das vorausbestellte Quartier am andern Morgen bezogen, und nun der Augenblick gekommen, in welchem ein Gang an den Strand gemacht werden konnte. Die Tante nahm sich so Zeit, sie kannte das Meer bereits, und Esther allein hatte alle Ungeduld und

Sehnsucht im Herzen. Wie war das doch Alles seltsam, sie hatte gedacht, die Unermeßlichkeit des Meeres müsse meilenweit schon um jeden Baum und Strauch herum scheinen, hinter jeder Ecke hervorlugen — und nun hatte man am ganzen Orte auch nirgends eine Ahnung davon. Man mußte hinter der letzten Häuserreihe die Anlagen auf dem erhöhten Ufer durchschreiten und sie linker Hand, soweit sie sich dehnten, verfolgen, um auf den Molo zu gelangen, von welchem aus die Tante Esther den ersten Anblick des Meeres gewähren wollte. Da lag es vor ihr! Da blitzten seine weißen Schaumkronen silbern auf im Morgensonnenstrahl, da schlug die Brandung donnernd an das Gestein, auf welchem sie stand, und bäumte hochaufspritzend zurück in weißem, brausendem Gischt, der den weit hinausragenden Damm umsäumte. Eilenden Fußes flog sie den Damm entlang bis an das Ende, wo die Felsblöcke aufgethürmt lagen, an denen sich die Gewalt des Elementes brechen mußte. Sie erstieg den höchsten und letzten, und hier stand sie bewältigt und schweigend.

Die Tante kam langsam heran, stand hier und da ein Weilchen, und ließ sich endlich auf ein Brett nieder, das man bankartig über zwei vorragende Steine gelegt. Sie wagte sich nicht so weit vor wie Esther, obgleich der Weg zu ihrem Standpunkte nicht gefährlich war, nur unbequem. Ihre Stimme würde in dem Brausen der Brandung nicht zu ihr gedrungen sein — mochte das Mädchen doch ungestört der

Macht des ersten Eindruckes dort sich hingeben, es mußte nachher um so reicher über ihre Lippen perlen, was sie im Herzen davon aufgenommen.

Esther stand unbeweglich. Der Wind schmiegte die Falten ihres Gewandes, sie seitwärts wehend, dichter an die schlanken Formen, der blaue Schleier flatterte in der Luft. Sie spähte hinaus in die Weite, rings im unermeßlichen Bogen, sie folgte dem Fluge der Möve, die sich hoch emporschwang und wieder die Welle küßte, die schäumend ihr entgegenstieg. Sie neigte sich über und schaute in die Brandung, die neckend ihr die weißen Schaumbälle zuwarf, welche zerrinnend ihre Hände näßten. Da schoß ein Fischerboot aus dem Hafen an ihr vorüber. Die Wellen erfaßten es und trugen es wiegend hinaus, in die offene See, wo sie die Netze auswerfen wollten, die aufgehäuft im Boote lagen. Der alte Fischer und sein wettergebräuntes Weib ruderten kräftig, das schwache Fahrzeug zog seine sichere Bahn auf der wogenden Fläche, die sie kannten wie ihre Stube, jede Stelle war ihnen vertraut. Nun hielten sie an — Esther konnte ihr Treiben noch scharfen Auges beobachten — und warfen ihre Netze aus, dann ruderten sie heimwärts. Hei, wie die Brandung das leichte Boot faßte! Wie es stieg und sank, und im Sinken den Schnabel schon wieder keck erhob, daß die Wellen sich duckten und es höher hoben und pfeilschnell dahintrugen, von Welle zu Welle, bis es im ruhigen Hafen, sanft dahingleitend, Esther's Blicken ent-

schwand. — Sie konnte noch immer den ersten Eindruck nicht bewältigen. Die Größe und Erhabenheit des Schauspiels vor ihr weitete ihr die Seele, sie fühlte sich stark und kühn und frei, wie der Vogel in der Luft.

Und sie mußte Leoni's gedenken, die ihr gefangen und in Banden erschien, und weinte um sie. „O meine Freiheit, meine goldene Freiheit!" rief sie in das Wogengebraus, „wie lieb' ich dich, wie will ich dich hüten und theuer verkaufen! Nur um ein hohes, reines, volles Glück will ich dich hingeben, darinnen du mir unverloren bist; denn Liebe — jene Liebe, deren Ahnung meine Seele durchzieht — kann keine Fessel sein, sie entfaltet das Wesen zur höchsten Blüthe, sie entflammt zu herrlichstem Vollbringen — das thut nur die Freiheit, nicht die Gebundenheit."

Sie wandte sich zur Tante, welche heranzukommen suchte und sie nun erwartete. „Vergieb," bat sie schmeichelnd, „aber es ist eine neue Welt, in welche ich mich erst finden muß." Es war, als ob sie das Selbstsprechen vermiede, sie fragte die Tante, wann und wo sie das Meer zuerst gesehen und welchen Eindruck es ihr gemacht? Und hörte still und warf nur hier und da ein Wörtchen dazwischen, oder eine Frage, welche die Erzählung im Fluß erhielt.

Aber eine schlimme Entdeckung machte sie in diesem Gespräche. Die Tante war nämlich ängstlich und wagte sich nicht auf die See hinaus, und wollte auch

nicht davon hören, daß Esther so tollkühn sei. „Es wäre denn, wenn wir erst Bekanntschaften haben und ich Dich unter gutem Schutze wüßte," schloß sie, sich gutmüthig fügend und vorläufig beruhigend. Esther wollte nicht ungestüm drängen und schwieg, aber im Stillen war ihr Plan bereits gemacht. „Die Bekanntschaft ist da, und der beste Schutz dazu," ging's ihr durch den Sinn, und sie meinte das Fischerpaar, das sie beobachtet hatte. Sie wollte sie gelegentlich am Lande aufsuchen und bitten, sie mitzunehmen. Dann führen sie wohl nach vollbrachter Arbeit auf ihre Bitte sie noch ein Stück hinaus und erzählten ihr von dem Leben des Meeres, und sie konnte sitzen und denken ungestört, und singen oder schweigen — die alten Leute machten wohl keine Glossen dazu. Sie mußte aufhüpfen und einmal die Arme ausbreiten vor Lust.

Das Badeleben nahm nun seinen üblichen Gang, die Tante hatte das Geschick, Bekanntschaften zu machen, und der Zufall brachte auch ältere Bekannte in ihre Nähe. Man badete früh und saß am Strande oder auf dem Molo, speiste Mittags an der table d'hôte und hörte das Nachmittags-Concert im Strandschlößchen oder in der Maikuhle, wo die bunte Menge wogte und sich in dem prächtigen Park erging, welcher sich weithin am Strande erstreckte und stille, verschwiegene Plätze bot, auf welchen man sich isoliren konnte, wenn das Treiben bedrückend wurde.

Das wegen der Verbindung seiner äußerst wirk-

samen Soolbäder mit den Seebädern und der Seeluft mehr und mehr in Aufnahme kommende Bad war stark besucht. Die Geheimräthin fand ihre Rechnung dabei. Sie liebte es, mitten im Schwarm zu sitzen, einige Bekannte zu ruhigem Geplauder um sich her, mit welchen sie ihre Bemerkungen austauschen konnte.

Esther fühlte sich einige Tage ebenfalls ganz begnügt dabei, endlich aber begann sie sich zu langweilen. Das Nichtsthun und Nichtsbezwecken war ihr zu fremd, das konnte ausreichen für Kranke, denen nichts Anderes übrig blieb; sie mit ihrer frischen Jugendkraft — was hätte nicht Alles ausgerichtet werden können in dieser Zeit, und angestrebt. Aufgeputzt unter der Menge sitzend den Anblick des Meeres genießen — das war wenig nach ihrem Geschmacke. Am schönsten war es früh am Damenstrande, wenn sie auf dem erhöhten Ufer am Rande des Gebüsches im feinen, weißen Sande saß und die entzückten Blicke die ewig wechselvolle Schönheit des Meeres trinken ließ, oder wenn sie im Sturme auf dem Molo stand und ein Lootsenboot beobachtete, das hinausruderte, um ein signalisirtes Schiff in den schützenden Hafen zu geleiten.

Endlich einmal traf es sich, daß sie mit ihrer Tante am Landungsplatze vorüberging, als jener alte Schiffer, auf welchen sie ihre Hoffnung gebaut, mit seiner Frau die Netze in das Boot trug, um auf den Lachsfang auszufahren. Nun mußte die Tante ihr

Versprechen halten, und zum Glücke kamen eben Bekannte daher, welche sie zerstreuen konnten, bis Esther zurückkehrte. Diese bat noch heimlich einen alten Herrn, die Tante ja recht gut zu unterhalten, und sprang in das Boot, das zur Abfahrt bereit. „Nun rasch," sagte sie, sich niederlassend, „hinaus aus dem engen Hafen, wo die Leute beobachtend stehen und die Köpfe zu Allem schütteln." Sie zog den Schleier über das Gesicht und schaute nicht rechts, nicht links. Die Schiffer legten ihre Ruder ein, und pfeilgeschwind flog das Boot dem Ausgange des Hafens zu.

„Das Wasser ist bewegt," sprach die Fischerin, „wird dem Fräulein auch nicht bange werden?"

„Ist Euch denn bange?" frug Esther zurück.

Sie lachten. „Da sind wir wohl zu ganz anderer Stunde draußen gewesen," entgegnete die Frau.

„Nun also habe ich nichts zu fürchten," sprach Esther, und ihre Züge belebten sich, als die ersten Wellen im offenen Meere das Boot erfaßten. O, wie sie wonnig der Lust sich hingab und so kindlich froh sie äußerte, daß das Paar seine Freude an ihr hatte. Sie wollten kaum glauben, daß dies ihre erste Meerfahrt sei, und rühmten ihren Muth, und prophezeiten, sie würde gewiß nicht seekrank. Zum Dank half sie ihnen die Netze auswerfen und ließ sich's dabei erklären, wie die armen Lachse in das Garn gingen, das doch nur wie eine schmale Wand senkrecht in die Tiefe ging und an der untern Seite von eingeknüpften Kieseln niedergehalten wurde. Es jammerte

sie, zu hören, wie sie, mit dem Strome daherkommend, in die unsichtbaren weiten Maschen schießen und nicht wieder rückwärts sich retten können. Der nächste Lachs schmeckte ihr gewiß nicht.

„O wüßtest Du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund —"

summte sie abgerissen, sich überlehnend und in die Tiefe spähend.

Aber nun war die Arbeit gethan, und die Fahrt ging weiter hinaus, wo die Wogen höher gingen und das Schifflein lustiger sich wiegte. Sie saß nun schweigend und versunken; sie kam sich so seltsam vor, so weit von den Ihrigen, allein mit dem fremden Fischerpaare auf dem weiten Meere. Die Morgensonne blitzte in zahllosen Lichtfunken von der bewegten Fläche zurück, der Wind wurde stärker, das Wasser immer unruhiger. Der Schiffer fragte, ob sie umzukehren wünschte. Esther erwiderte, sie vertraue ihnen fest, und so lange sie Muth hätten, sollte der ihre nicht wanken. „Wenn es geht, möchte ich gern noch ein bischen weiter hinaus," schloß sie.

Sie fuhren weiter. Es war gar zu köstlich, so einsam und weit, — sie mußte ein Lied anstimmen, die Alten hörten schweigend zu und zogen die Ruder ein, das Boot den Wellen überlassend. Esther's Blicke verfolgten dabei einen fernen Punkt auf dem Wasser, der sich zu nähern schien. Die Wellen trugen sie ihm entgegen. Als sie noch eine Strecke sich genähert hatten, erkannte sie, daß es ein Boot sei. Es flog

mit dem Winde heran, ein junger Schiffer führte das Ruder, ein Herr lehnte im Schnabel des Schiffes und schaute, den Kopf auf den Arm gestützt, in die Wellen. „Der Wind macht sich auf," sagte der Fischer zu seiner Frau und ergriff das Ruder; sie folgte schweigend seinem Beispiel. Nun hatten die beiden Schiffe einen Curs, es schien fast ein Wettkampf unter den Schiffern zu entbrennen. Esther bat, doch nicht so zu eilen, und wäre gern nachgeblieben; mit dem Worte aber: „Es ist Zeit," erklärte der Schiffer seine Eile, und wirklich erhob sich der Sturm und versetzte die schwankenden Fahrzeuge in wilde Bewegung. Der Herr hatte sich aufgerichtet und das Boot bemerkt. Er behielt es im Auge. Esther zog das Tuch enger um die Schultern und hielt den flatternden Schleier fest, daß ihn der Wind ihr nicht entreiße. Näher und näher kamen sich die Schiffe, sie mußten am Eingange des Hafens zusammentreffen. „O, rudert nun, was Ihr könnt," bat Esther in neckender Lust. Die Alten verdoppelten ihre Kraft, der junge Ruderer im andern Boote schien zu denken: „Euch mach' ich's noch wett," und blieb nicht zurück. Da winkte ihm der Herr, welchen er fuhr, zurück zu bleiben, und erhob sich. Er nahm seinen Hut ab und grüßte artig, als Esther an ihm vorüberfuhr. Sie erröthete, daß sie danken mußte, und schaute nicht mehr um, aber sie hörte die Ruderschläge seines Bootsmannes dicht hinter sich. Als ihr Schiff hielt, legte auch das seine an. Sie hatte indeß keine Zeit

mehr, auf ihn zu achten, die Tante lief ihr froh entgegen, daß sie Esther glücklich wieder hatte, und war ganz erstaunt, sie nicht seekrank und bleich zu finden. Sie strich ihr das vom Winde verwehte Haar aus der Stirn und brachte ihr Tuch in Ordnung, indeß Esther erzählte, wie gut es ihr geworden, daß sich gerade während ihrer Fahrt ein wenig Sturm erhoben, und wie der Muth und die Lust so seltsam gewachsen sei mit ihm.

Der Sturm brachte Regentage und kehrte den Badegästen die unwirthlichen Seiten Colbergs heraus. Man suchte in einem milderen Augenblick glücklich bis in das Strandschlößchen zu gelangen und saß dort in Winterkleidern unter Dach, um doch seinen Zweck, Seeluft zu athmen, zu verfolgen. Man hielt sich an die Concerte reisender Sänger und Virtuosen, und suchte sich in der Hoffnung auf gutes Wetter so hinzufristen von Tag zu Tag. Aber der October hatte begonnen, die meisten Gäste brachen auf, und täglich schmolz die Gesellschaft zusammen. Die Tante dachte auch an den Aufbruch, gab jedoch den Bitten Esther's nach, noch ein wenig Geduld zu haben, es müsse ja noch milderes Wetter kommen, und sie könne sich's reizend denken, zuletzt noch ein paar stille schöne Tage hier zu verleben. Sie versprach der Tante um den nahen Vollmond schönes Wetter und hoffte auf ihr gutes Glück, welches ihre Prophezeiung zur Wahrheit machen werde. Heimlich hing ihre Sehnsucht an einer Meerfahrt bei Vollmondschein, und sie hatte

schon die Zusage des Fischerpaares, das sie hinauszufahren versprochen.

Die Tante geduldete sich noch ein paar Tage, als aber der Kreis ihrer Bekannten sich mehr und mehr lichtete und leider die Uninteressantesten die meiste Ausdauer entwickelten, da erlitt ihre gute Laune eine merkliche Einbuße, und Esther wollte eben ihren Mund öffnen, um ihr nun wirklich zur Abreise zuzureden, als der Briefträger einen Brief brachte. Er kam von Hause und enthielt die frohe Nachricht von dem glücklich bestandenen Examen ihres Sohnes Ernst, welcher sie über den Termin getäuscht, um ihre Unruhe zu verkürzen. Ehe diese recht begonnen, war sie nun überstanden. Eine weitere Freude brachte der folgende Theil seines Briefes, welcher seinen Besuch verhieß.

„Ich komme, ehe ich weiter hinausfliege in die Welt, auf einige Tage zu Dir, liebste Mama, und bringe Dir natürlich gutes Wetter mit und alle heitere Laune, welche Dir bei der Ungunst der Witterung abhanden gekommen sein könnte, wenn nicht die Gesellschaft meiner unbekannten Cousine, auf deren Bekanntschaft ich mich freue, ein liebenswürdiges Mittel dagegen ist. Ehe Ihr Euch dessen verseht, trete ich bei Euch ein."

Und so geschah es. Mit dem nächsten Zuge kam er an und brachte in der That das verheißene gute Wetter mit. Der Wind drehte sich, das Gewölk zerrann, und die Sonne sank strahlend in rosiger Gluth am klaren Himmel nieder in das goldglänzende Meer.

Man konnte noch einen Gang auf den Molo machen und bei stiller Luft dort verweilen im Anblick des erhabenen Schauspiels. Das Meer grollte noch donnernd und tobend nach, dem wilden Streite, und konnte sich nicht beruhigen, obwohl die Veranlassung zu seiner Aufregung aufgehört hatte. Ernst hoffte, es werde über Nacht Raison annehmen und ihm und seiner liebenswürdigen Cousine eine köstliche Morgenfahrt gestatten. Sie hoffte mit und willigte vergnügt ein, hatte aber einen Einwand gegen den andern Theil seiner Rede zu erheben.

„Ob ich liebenswürdig bin, kannst Du noch nicht wissen," sagte sie, „und jedenfalls fühle ich mich dieser kühnen Behauptung gegenüber stark versucht, es mit der Unliebenswürdigkeit zu versuchen, um Dir zu zeigen, wie ich über diese herkömmlichen gedankenleeren Redensarten denke."

„Nichts für ungut," entgegnete er lächelnd und bot ihr die Hand. „Ich bin gern bereit, einen andern Ton anzuschlagen, wenn Dir dieser nicht gefällt, so wenig ein junger Mann auch sonst Gelegenheit hat, einen ernster gehaltenen zu üben."

„Das kann ich nicht glauben," erwiderte sie, „vielleicht fehlt schüchternen Mädchen der Muth zu opponiren, jedenfalls aber seid Ihr selber Schuld, wenn wir aus Eurem Munde Worte vernehmen, an welche man den Maßstab einer ernsten, besonnenen Männlichkeit nicht legen darf, ohne Euch verlieren zu sehen. Wenn ich ein Mann wäre," schloß sie,

schneller redend, „dann würfe ich all' solchen seichten Plunder über Bord, und jedes Wort, das ich spräche, wäre von Erz, daß ihm der Feind von keiner Seite etwas anhaben könnte."

Ernst hatte ihr aufmerksam und beifällig zugehört. „Und da Du ein Weib bist?" fragte er, als sie schwieg.

Sie biß sich auf die Lippe. „Das muß abgewartet werden, bis mein Leben gelebt ist," sagte sie nach einer Pause, „ich kann nicht klug sprechen über mich selbst." Sie brach das Gespräch ab und stieg, Ernst und seine Mutter zurücklassend, über die Steinblöcke bis zu dem Platze hinaus, auf welchem sie so gern verweilte und in die Brandung niederschaute. Sie ließ absichtlich Mutter und Sohn allein, die einander viel zu sagen haben mochten. Indeß sie auf jenem Brette saßen, welches Tante ein= für allemal zu ihrem Lieblingsplatze erkoren, und Ernst die Fragen seiner Mutter eingehend beantwortete, stieg der Mond aus dem Meere auf und schwebte dunkler und dunkler erglühend höher empor.

„Ja, das mußte ich hier noch erleben," flüsterte Esther entzückt und malte sich's in Gedanken aus, wie sie morgen Abend bei ruhigerer See ihr Vorhaben ausführen wolle. Da Ernst nun bei Tante, durfte sie um so eher sich's gestatten. Aber nun hörte sie Ernst's Schritt hinter sich, der sie abzurufen kam, und ging ihm entgegen.

„Du liebst die Naturschönheiten?" nahm er das

Wort, als er die stille Gluth des Entzückens in ihrem Auge gewahrte.

„Ja,“ sagte sie bewegt, „sie sind ein erhebender Umgang. Ich lasse jedesmal eine Thorheit zurück, wenn sie mich wieder recht erbaut haben.“ Sie hüpfte leicht über die unregelmäßig aufeinander gehäuften Steine und nahm des Vetters dargebotene Hand zum letzten größeren Sprunge an.

„Wenn man Dich sieht, Cousine Esther,“ begann er neben ihr herschreitend wieder, „so jung und fröhlich, so sprühend lebendig, so muß der tiefe Ernst überraschen, welchen Du in alle Dinge legst. Wo Andere sich am schönen Schein begnügen, da dringst Du hindurch zur Tiefe des Wesens und erspähst seinen innersten Zusammenhang.“

„Du täuschest Dich wohl,“ erwiderte sie ablenkend, „und wirst bei näherer Bekanntschaft vielleicht noch anderer Ansicht über mich. Frage die Tante, wie viel sie von meiner Ausgelassenheit zu leiden hat.“

Sie waren eben bei dieser angekommen und traten nun zusammen den Rückweg an. In ihrer Wohnung angelangt, verging der Rest des Abends nach eingenommener Mahlzeit in fröhlicher Unterhaltung. Die Geheimräthin, hocherfreut über die unvermuthete Anwesenheit des geliebten Sohnes und die beendigte Unruhe wegen des Examens, welcher sie sich trotz des besten Vertrauens in die Fähigkeiten und den Fleiß ihres Ernst nicht ganz zu erwehren gewußt, befand sich in der heitersten Stimmung und ging auf Alles

ein, was die jungen Leute anstimmten. Auch andern Morgens hatte sie nichts gegen die Seefahrt, wenn man sie nur nicht nöthigte, bei der Parthie zu sein. Sie begleitete die Beiden sogar bis zum Landungsplatze und sah ihnen vom Molo aus nach, wie sie aus dem Hafen grüßend an ihr vorüberfuhren.

Die See war heute still und klar, man konnte in der Nähe des Strandes den Grund erkennen, wenn man sich über den Rand des Schiffes lehnte, wie Esther that, und die Fische und die Büschel Seetang, welche von den leisen Wellen hin und her getragen wurden. Die gesprächige Fischerin erzählte indeß Ernst, wie Esther allein mit ihnen hinausgefahren sei und keine Spur von Furcht gezeigt habe, selbst als es stürmisch geworden.

„Es war nicht arg," berichtete Esther, „und wir befanden uns in der Nähe des Hafens. Ich konnte mich zudem auf meine erfahrenen Fährleute verlassen. O, es war großartig anzusehen, wie der Aufruhr stieg und die Gewalt der wildbewegten Wogen! — Aber die heitere Stille heute und die sonnige Klarheit haben doch ihren ganz besondern Reiz," schloß sie und schaute fröhlich umher.

Ernst saß ihr gegenüber auf der Bank. „Und die Luft ist so kräftig frisch und rein," entgegnete er, „man möchte mit tausend Lungen athmen, wenn man so ein unglücklicher Actenwurm und Großstädter ist."

Esther sah zu ihm auf. Er sah wirklich ein wenig

bleich aus; die angenehmen, wohlgebildeten Züge hatten einen Hauch von Müdigkeit. Er nahm jetzt seinen Hut ab und legte ihn neben sich auf die Bank, während er mit der andern Hand das Haar von der Stirn strich, und that einen tiefen Athemzug.

„Du magst in der letzten Zeit allzu fleißig gewesen sein,“ sprach Esther.

„Das nicht,“ entgegnete er, „je mehr ich arbeite, desto wohler ist mir.“ Er wendete sich seitwärts, wie um eine Wolke des Mißmuthes zu verbergen, welche sich beschattend auf seine Züge legte.

„Es kann aber doch zu viel gewesen sein,“ nahm Esther wieder auf; „versuche es jetzt einmal mit dem Müßiggange, Du sollst sehen, Du lebst wieder auf.“

„Auf Reisen — ja,“ erwiderte er, „zu Hause — ich meine in dem Geheimrathsviertel Berlins und mit den kläglichen Aussichten, welche mein Beruf in heutiger Zeit mir bietet — nein. Das muß ich eben Alles vergessen, wenn ich aufleben soll.“ Esther schaute wehmüthig zu ihm hinüber, er gab ihr den Blick ernst und ruhig zurück.

„Es ist die Zeit der Conflicte,“ fuhr er, den Ausdruck ihres Auges gleichsam beantwortend, fort. „Sie fressen sich in Alles hinein, vornehmlich aber in das Leben des Mannes, der seinen Weg in einem Staate suchen soll, in welchem Alles sich in Gährung befindet.“

Esther saß und schaute schweigend in die Wellen. Sie sann seinen Worten nach, und ernstes Nachdenken

malte sich auf ihrer Stirn. Sie hatte mit ihren Eltern still versenkt in Studien und Kunstgenüsse gelebt und über dem Interesse für das Alterthum und die Kunst die Gegenwart außer Acht gelassen. Ihr Papa war ohne Sinn für Politik, andern Männerverkehr hatten sie nicht gehabt — war ihr vielleicht Wichtiges entgangen? Die wenigen Worte ihres Vetters erweckten die Ahnung tiefgreifender Zerwürfnisse in ihr.

„Es ist keines Menschen Schuld," fuhr er fort; „der Geist der Zeit, welcher nicht in allen Individuen gleichen Schritt hält, je nach den Fähigkeiten des Einzelnen und den Verhältnissen, welchen sie entstammen, liegt mit sich selbst im Kampfe. Die Kämpfe werden ausgerungen und neue treten an ihre Stelle. Das ist Erdenloos. Diese Erkenntniß schützt vor Verbitterung und giebt den Muth, Zustände zu ertragen, welche herabwürdigend wären, wenn es in unsere Macht gegeben wäre, ihnen durch rasche That abzuhelfen, und wir unterließen es. Das Dreinschlagen ist nicht der Beruf der Generation. Sie hat den höheren, sich in sich selbst zu kräftigen, durch unerschütterliches Einstehen für ihr gutes Recht einen Hort zu bilden, an welchem das rostige Gewaffen überlebter Vorurtheile zerschellt, mit welchem unsere Gegner uns bekämpfen. Diese strenge Anforderung an unsere höchste Mannhaftigkeit wird uns unendlich fördern, wie es die letzten kampfbewegten Jahre bereits gethan haben, und unsere Nachkommen schon werden

ein weiseres und stärkeres Geschlecht sein; denn Jeder muß jetzt Parthei ergreifen und seine Kräfte üben. Ein Mann, welcher heutzutage an den politischen Interessen keinen Antheil nimmt, ist ein Unding. Er muß sich eine Anschauung bilden, jede Berührung mit der Außenwelt reißt ihn unvermeidlich dazu fort, und in den engsten, zurückgezogensten Kreisen muß er durch seine Handlungsweise ihr Ausdruck geben, er mag wollen oder nicht. Muß da nicht eine höhere Bürgertugend gedeihen, ein edleres Geschlecht daraus erwachsen? Geduld und Festigkeit heißt die Losung des Tages; wir arbeiten für die Zukunft, nicht für die Gegenwart. Der Mann aber," schloß er, und die bleiche Wange glühte auf wie der Glanz seines ernsten Auges, „welchem bei dieser Aufgabe ein leidenschaftlich Herz in die Brust gepflanzt ist, ringt schwer."

„Ist das die moderne Gegenwart?" sprach Esther bewegt, „aus Deinen Worten klingt mir der hehre Geist des classischen Alterthums entgegen."

„Es zieht auch ein Klang von dort durch unsere Zeit," entgegnete er. „Nicht Alle vernehmen ihn, aber er schwillt an und wird lauter, und eines Tages — ob in Jahrzehnten oder Jahrhunderten — werden wir uns auf einer Höhe befinden, von welcher derselbe volle Klang hinaustönt in die Lande und Zeiten." Er schwieg und schaute über das Meer hinaus in die ferne Weite. Nach einiger Zeit, in welcher Esther ihn nicht unterbrochen hatte, erwachte er aus seinen Gedanken und sagte, sich zu ihr wendend: „Nun,

das war ja eine recht passende Unterhaltung für diese Fahrt bei heiterem Himmel und Meeresstille."

„O," entgegnete Esther, „die sonnige Klarheit der Umgebung läßt mich die Größe des Bildes, das Du vor mir entrollt, um so schärfer erkennen. Ich danke Dir, daß Du mir Vertrauen zeigst."

Er nickte, als ob ihm etwas einfiele. „Ja, es ist wahr," sagte er, „Du bist ein junges Mädchen."

Esther erröthete. „Lassen wir alles Klassificiren," entgegnete sie, „ich bin ein Menschengeist wie Du; leider nur ein noch sehr ungeschulter. Was Du zu seiner Ausbildung zu thun vermagst, wird Dir meinen Dank erwerben."

„Ist diese Ausbildung das Ziel, welches Du diesen Winter in der Residenz zu verfolgen gedenkst?" fragte Ernst, „oder sehnst Du Dich nach ihren geselligen Freuden und sonstigen Genüssen?"

„Ich bin ein gehorsames Kind," antwortete Esther, „über das beschlossen wurde, ohne um seine Meinung zu fragen. Erst wurde mir, trotz aller liebreichen Aufforderungen Deiner Mutter, der Gedanke, meine Eltern und unser schönes, thätig stilles Leben zu verlassen, recht schwer; allgemach aber wußten sie meine Lust zu erwecken. Sie sagten, ich könne dort alle Kunstgenüsse haben, unter der Leitung tüchtiger Meister Fortschritte machen, und solle mir das bunte, glänzende Leben doch einmal anschauen, es sei bei ihnen, so ohne Unterbrechung, doch gar zu still für ein junges Blut. Vor Allem aber war durch Tantens liebe

Briefe die Sehnsucht rege geworden, Euch kennen zu lernen und in engerem Beisammensein Euch näher zu treten."

„Und ich preise diesen glücklichen Einfall meiner Mutter," sprach Ernst. „Zwar gehe ich nun auf Reisen und gedenke so lange als möglich von Berlin fern zu bleiben, das heißt, so weit meine Mittel und mein Urlaub auszudehnen sein werden, aber zu Weihnachten bin ich jedenfalls zurück, wenn nicht früher schon. Ich bin begierig, bei meiner Rückkehr von Dir zu hören, welchen Eindruck Dir das Treiben und die Menschen gemacht haben werden, und hoffe von dem heiter erwärmenden Lichte, welches Du in unserem Hause verbreiten wirst, noch meinen Theil zu erhalten. Mama ist glücklich über Deine Nähe. Obwohl nun schon fast zwei Jahre seit meiner Schwester Else Verheirathung vergangen sind, kann sie sich an das stille Leben im Hause immer noch nicht gewöhnen. Nun ist ihr geholfen. Sie ist den Tag über, wo wir Männer in Anspruch genommen sind, nicht mehr allein und hat wieder Veranlassung, die Geselligkeit zu pflegen. Und gerade für Deine Anwesenheit von jetzt bis Weihnachten wird sie Dir dankbar sein; zum Weihnachtsfeste kommt Else mit ihrem Manne, und auch ich bin um diese Zeit wieder da. Dann will ich auf der Brücke dieses in gemüthlichem Familienkreise verlebten Festes aus meinem Reiseleben an den Actentisch zurücklenken."

„Und ich will indeß allen Staub aus diesen Acten

verjagen,“ sprach Esther, mehr und mehr auf ein heiteres Terrain überspringend; „wenn Du dann wiederkehrst, empfangen sie Dich mit frischen Gesichtern, daß Du gar nicht begreifen kannst, warum sie Dir früher so grau erschienen.“

Er stand auf bei diesen Worten, dehnte und streckte seine Glieder und blieb balancirend in der Mitte des durch diese Bewegungen in starke Schwankungen versetzten Bootes stehen. „So,“ sagte er, indem er neckend die Schwankungen unterhielt, „nun habe ich Alles, was Druck und Ungunst heißt, über Bord geworfen, und das freie, sorglose Wanderleben beginnt. Es ist mir von guter Vorbedeutung, daß Du am Eingange stehst, Esther.“

Er schaukelte stärker, sie schien es nicht zu bemerken, zog den Handschuh aus, tauchte die Spitzen ihrer Finger in das Wasser und spritze einige Tröpfchen zu ihm hinüber. „Ich weihe Dich für die Wanderlust,“ sprach sie lachend, „nimm mit Dir ein fröhliches Herz, offene Augen und einen empfänglichen Sinn für alles Schöne, auf daß Du große Schätze mit heimbringest, von welchen wir Dir dann zehren helfen können. Wo gehst Du hin?“ schloß sie fragend.

Er wußte es noch nicht genau. „Ist an dem Tage meiner Abreise das Wetter schön,“ erwiderte er, „so gehe ich in die Schweiz, ist es schlecht, so muß ich in irgend eine große Stadt Deutschlands, Wien oder München, vielleicht wird es aber auch Paris oder London. Am liebsten stiege ich schon ein

paar Wochen in den Alpen umher, aber leider ist es schon fast zu spät dazu geworden, dort mag der neue Schnee bereits gefallen sein."

Er hatte zu schaukeln aufgehört und sich wieder hingesetzt. Esther mahnte, sie dürften die Tante nicht länger allein lassen, und bedeutete die Fährleute umzukehren. Indem diese ihrer Weisung gehorchten, nahm sie das Gespräch wieder auf: „Ach ja, es muß herrlich sein in den Schweizerbergen, bei dem Rauschen der Wasserfälle und den Blicken in die lieblichen Thäler mit ihren Seen und grünen Matten! Auch ich wollte, Du gingest dorthin, es ist Dir gewiß das Beste. Und aus diesem Gesichtspunkte sollten Tante und ich Dir zureden, daß Du gleich jetzt das schöne Wetter benutztest und es nicht noch später werden ließest."

„Hm," entgegnete er, „das wäre zu überlegen, obgleich ich gern so still mit Euch einige Tage hier geblieben wäre —"

„Und obgleich wir Dich gern so still mit uns einige Tage hier behalten hätten," gab sie lächelnd seine Worte zurück. „Es ist aber jedenfalls besser, Du gehst, sonst entgeht Dir die schöne Schweiz, und wer weiß, ob Du so bald wieder reisen kannst. Große Städte sind im Augenblick für Dich gewiß nicht das Rechte."

„Ich glaube wirklich, Du hast Recht," erwiderte er und wandte sich mit der Frage an die Schiffer, was sie in der nächsten Zeit vom Wetter erwarteten?

Sie versicherten, jetzt bliebe es schön und es käme ein guter Herbst.

„Nun denn, so hilf mir Mama mit unserem Beschlusse versöhnen," wandte er sich zu Esther, „ich glaube, es ist das Beste, was ich thun kann."

Die gute Mutter machte zwar freilich zuerst, als ihr der Plan mitgetheilt wurde, ein etwas bestürztes Gesicht, stimmte aber doch bald ein, da ihr die Gründe einleuchteten und vor Allem der Wunsch Ernst's für ihr zärtliches Mutterherz überwog. Nun sollte also gleich morgen wieder geschieden werden; man hielt sich dies recht fest gegenwärtig und rückte für die kurzen Stunden um so näher zusammen. Das köstliche Wetter wurde bestmöglichst ausgebeutet, man schwärmte den ganzen Tag im Freien umher und führte Ernst an alle schönen Punkte des Ortes. Er war sehr lebhaft und voller Frohsinn, und Esther blieb hierin nicht zurück.

Die Tante hatte ihre Freude an den geist- und witzvollen Scherzreden der „Kinder" und unterstützte ihre Heiterkeit in ihrer gemüthvollen Weise, bei welcher Jedem wohl und warm zu Muthe werden mußte. Sie war eine einfache, echt weibliche Natur, umsichtig und liebevoll vorsorglich, ohne jede Schärfe, vielleicht ein wenig schwach in ihrer Güte, welche über das nächste Ziel selten hinausblickte und ihre Befriedigung ganz besonders darin fand, alle Eigenheiten der Ihrigen und der mit ihr in Berührung kommenden Menschen zu schonen und zu berücksichtigen. Natür-

lich fühlte sich Jedermann durch dieses vorherrschend gemüthliche Wesen angeheimelt, so lange man sich in ihrer Nähe befand; war man aber nicht in dem Zauberkreise dieser milden Nähe, so fehlte sie Keinem, die Anhaltspunkte zu einem geistigen Bande gebrachen, die Erinnerung an sie hatte kein erkennbares Bild.

Ihr Gatte nahm ihre vorsorgliche Liebe und rührend naive Herzensgüte mild und freundlich auf, wie sie sie hingab, hatte aber weder den Muth, die tabula rasa ihres Geistes in Dingen von einem allgemeinen Interesse auszufüllen, noch den Wunsch dazu. Es war ihm sogar sehr wohl, daß er bei seiner Heimkehr von den ihm in der herrschenden Bitterkeit des Partheienkampfes oft ganz verleideten Geschäften eine stille Insel fand, auf welcher er ruhen und einen kühlenden, erfrischenden Trunk thun konnte, aus einem silberhellen Bächlein, aus welchem man Vergessenheit sog. Findet man es doch öfters, daß gerade die bedeutendsten Genies in der Liebe eine Wahl treffen, welche weit getrennt liegt von dem Gebiet ihrer geistigen Richtung und ihres Strebens, und daß sie sich glücklich fühlen in dieser Wahl, so unverständlich und unmöglich dies anderen Naturen stets bleiben würde. Schon bedeutendere Leute als der Geheimrath Aegidius haben sich unter schrofferen Gegensätzen zufrieden gefühlt und ihre Wahl nicht bereut.

Er gehörte zu jenen vermittelnden Naturen, welche

etwaige Uebelstände, für welche er überhaupt kein sehr offenes Auge besaß, einer ruhigen, allmählich von selbst kommenden Fortentwickelung zur Abhülfe überlassen wollten, am liebsten aber von oben her, durch die Hand des himmlischen und des irdischen Herrschers, aus welcher das Volk in demuthsvoller Ergebenheit diese Geschenke zu empfangen habe. Wie ihn das Drängen und Fordern des Volkes verdroß, das wie ein wildes, zuchtloses Kind nicht wußte, was ihm gut und wozu es reif, und wie er aus Liebe zum gewohnten Geleise und zur Ruhe und äußeren Ordnung dem gegenwärtigen Ministerium von Herzen dankbar war, so leid war ihm auch manches Opfer der jüngsten Errungenschaften, welches unter ihm fallen mußte. Er war ein Mann der Pietät, er konnte unmöglich im Sturmschritt mit den Völkern einer neuen Zukunft entgegenfliegen, er gehörte der guten, alten Zeit, an welche ihn einige persönliche Vergünstigungen noch fester knüpften.

Wohl ihm, daß ihm gerade *diese* Gattin geworden! Ihr Verhältniß war ein zärtlich friedliches, Jedes war dem Andern in dankbarer Liebe und Anerkennung ergeben. Wie es die Geheimräthin anfing, daß sie fleißig las, wenn auch nur Romane, und die Dinge und Zustände in sich aufnahm, ohne sie mit der Zeit in Verbindung zu bringen, in welcher sie lebte, und Schlüsse zu machen, das wird so Manchem unverständlich bleiben, obwohl es eine sehr häufige Erscheinung ist.

In einer milden, heitern Sphäre erwuchsen Ernst und Else. Letztere in mancher Beziehung ein treues Abbild der Mutter, doch war sie leidenschaftlicher und darum wohl durch die mütterliche Schwäche ein wenig verzogen. Mit neunzehn Jahren hatte sie sich verheirathet, ihr Mann, welchen sie bei seiner Anwesenheit als Deputirter in der Residenz kennen gelernt, war Kreisrichter. Nach seiner politischen Gesinnung frug sie so wenig wie ihre Mama, und der Papa mochte ja wohl in dieser Beziehung zufrieden sein, denn er hatte der Bewerbung des jungen Mannes kein Hinderniß in den Weg gelegt und schließlich mit sichtbarer Freude sein Jawort gegeben.

Ernst war fünf bis sechs Jahre älter als seine Schwester, mit welcher er in herzlichem, zuweilen von seiner Seite etwas väterlich überlegenem Verhältniß stand, gegen welchen letzteren Ton sie zwar gelegentlich Einwendungen erhob, in ernsten Fragen doch aber sich ihm fügte, nachdem sie die bessere Einsicht und den festeren Willen des Bruders erkannt, an denen die tanzende Woge ihrer Mädchenlaune sich brach, wie das Bächlein am Fuße des Felsens, den es plätschernd umspült. So lieb sie den Bruder hatte, so reichte ihre oberflächliche Natur doch nicht an die ernste der seinen hinan, und oft verstand sie ihn ganz und gar nicht. Er wurde, wie sie zur Mutter bemerkte, überhaupt so eigen verschlossen und unnahbar. Oft brach er mitten in einer Rede ab, oder war schweigsam und ernst inmitten der Heiter-

keit der Anderen. Der Geheimrath, welcher ihn kopfschüttelnd betrachtete, hatte einstmals erregt zu ihm gesagt: „Ich bitte Dich, Ernst, bringe nicht das Unglück über mich und die Mutter, Dich in den wilden Strudel gerathen zu sehen, welcher den regelrechten Gang der Dinge schonungslos durchbricht und weder Glauben noch Vertrauen mehr hegt.“ Ernst hatte ihn ruhig und fest angeblickt, als wolle er eine Erwiderung machen; während sein Auge jedoch auf dem väterlichen Antlitz ruhte, das ängstlich die Ruhe und den Frieden seines Alters von dem Sohne zu erwarten schien, wurde der Ausdruck seiner Züge milder, und er schwieg. Wohl schien der alte Ton des Verständnisses zwischen ihnen nicht mehr derselbe, aber das Familienleben blieb ungestört herzlich und innig, welches um so eher möglich, als eben tiefere Fragen dabei nicht berührt zu werden pflegten.

Die Studentenjahre gaben Ernst eine größere Freiheit, sich außer dem elterlichen Hause zu bewegen. Damals lebte der Geheimrath Aegidius noch nicht in Berlin, wohin Ernst sich begab, um das letzte Studienjahr dort zuzubringen. Als der Vater nach Ablauf desselben dorthin berufen wurde und mit seiner Familie übersiedelte, fand er in Ernst einen in sich gefesteten Mann, welcher kindlichen Respect und Selbstständigkeit in eine so ansprechende Form zu kleiden wußte, daß er als Vater sich vollkommen befriedigt erklären konnte, wenn er auch hinter den verschwiegenen Falten seines Wesens Anschauungen

und Empfindungen ahnen mochte, vor deren Existenz er sich fürchtete wie vor dem Feuer, das ihm sein eigenes Haus über dem Kopfe verzehren konnte. Er war nur froh, nirgends den Namen seines Sohnes als Anhänger einer Gegenparthei nennen zu hören, und beruhigte sich damit, daß ein wenig Schwärmerei für die Freiheit einmal der Jugend im Blute liege, daß Ernst noch zu jung sei, eine hervorragende Rolle zu spielen, und daß er jetzt, da die Gährung an allen Orten bedenklich stieg, sich ernsthaft mit den Studien zum ersten juristischen Examen beschäftigen mußte. Ja selbst für ein Nervenfieber, das den Jüngling nach glücklich bestandener Prüfung befiel, hätte der geängstete Geheimrath, da es günstig verlief, fast dem Himmel gedankt, denn gerade in dieser Zeit, wo der Zündstoff sich häufte und endlich der Funke fiel und die Explosion erfolgte, — hätte er seinen Sohn weit weg in alle Welt gewünscht, nur um ihn und sich vor den Folgen einer Theilnahme an dem Kampfe des Volkes zu schützen.

Als Ernst dem Leben wiedergegeben war und seine geistigen Kräfte allmählich genasen, da hatte sich die Welt um ihn verändert, ohne daß er etwas davon bemerkt. An dem, was folgte, nahm er fortan den thätigsten Antheil, wenn auch mit der Bescheidenheit der Jugend, die ein eifriger Jünger ist, um sich heranzubilden an dem, was ihre Bewunderung erweckt. Er schwang sich, durch den Ernst und die Tiefe seines Denkens, zu einer klaren Festigkeit in

seinen Anschauungen auf, welche an einem so jungen Manne ungewöhnlich zu nennen war und ihm nach und nach ein immer größeres Gewicht in seinen Kreisen gab. Nun aber trat die Reaction ein — er bekam Zeit, seine juristische Carrière regelrecht weiter zu verfolgen. Wir finden ihn in dem Augenblicke, da er „endlich der Schulbank entwachsen", wie er sich gegen Esther ausdrückte. „In der Schweiz ist auch das schön," sprach er, „daß der Jurist, sobald er die Universität verläßt, zeigen kann, ob er tüchtig, auf welche Weise er will. Er ist fertig, und auf seine Befähigung und Rechtlichkeit wird es ankommen, ob er Praxis bekömmt. Wer seine Sache schlecht macht, schwingt sich nicht auf, wer ein Genie ist, findet freie Bahn. So muß es sein, das belebt die Kraft."

Gegen Abend, als die Drei von ihrem Spaziergange etwas früher heimkehrten, weil die Geheimräthin für die Reiseausrüstung Ernst's noch Einiges zu besorgen hatte, fiel es ihr ein, noch verschiedene kleine Einkäufe zu demselben Zwecke zu machen. Sie ging deshalb in Ernst's Begleitung nochmals aus, und Esther blieb allein zurück. Als sie am Fenster stehend den Fortgehenden nachschaute, sah sie den klaren Abendhimmel im Untergange der Sonne sich röthen. Dabei gedachte sie ihres Vorhabens, eine Meerfahrt bei Vollmondschein zu machen, und erinnerte sich, daß die Schiffer, welchen sie heute bei ihrer Landung, von Ernst unbemerkt, zugeflüstert, sie möchten

sie Abends bei Sonnenuntergang erwarten, ihrer bereits harren würden. Rasch nahm sie Hut und Mantel, gab der Bedienung den Auftrag, der Geheimräthin zu sagen, sie werde in Kurzem zurück sein, sie wolle nur ein ganz klein wenig in den Vollmondabend hinausfahren, und ging. Die Wohnung befand sich ganz in der Nähe des Landungsplatzes, in zwei Minuten war sie dort, wo das Fischerpaar sie erwartete. Ohne Verzug bestieg sie das Boot, die Leute legten ihre Ruder ein, und mit raschen Schlägen glitt das kleine Fahrzeug den Hafen entlang, dem Meere zu.

Der Abend war wundermild, kein Lüftchen wehte, das Meer ruhte lautlos und fast unbeweglich. Weder am Strande noch auf dem Meere war ein lebendes Wesen sichtbar, nur Esther und ihre Ruderer belebten die schweigende Landschaft. Und da im Westen sank der strahlende Sonnenball in das Meer, und dort im Osten hob sich die sanfter glühende Kugel des Vollmonds langsam empor aus der dämmernden Fluth. Esther wußte nicht, was schöner sei: die Rosengluth des Abendhimmels, die das Meer wiederspiegelte, oder die leuchtende Scheibe des Mondes im klaren, dämmerungsblauen Osten. Sie faltete stumm die Hände und schaute entzückt von Ost zu West und hinan zum Firmament, wo ihre scharfen Augen die bleichen Sterne schon erriethen. Die Schiffer hatten ihr Boot so gewendet, daß sie bequem, ohne sich umzuwenden, von rechts nach links schauen

konnte, zogen nun ihre Ruder ein und ließen das Fahrzeug unbeweglich auf den schlafenden Wogen ruhen.

Wenige Minuten hatte Esther sich der Betrachtung dieses herrlichen Schauspiels in tiefen Gedanken hingegeben, als in ihrem Rücken hervorbiegend ein anderes Boot an ihrer Seite erschien, dessen leise Ruderschläge sie in ihrer Versunkenheit nicht bemerkt hatte. Aufschauend gewahrte sie Ernst. Sie blickte ihn freundlich an, legte aber bittend den Finger an den Mund. Er gehorchte ihrem Wunsche und blieb schweigend an ihrer Seite. Nach einiger Zeit sagte sie sanft: „Es ist so schön und feierlich."

„Und das wolltest Du mich nicht mit Dir genießen lassen?" sprach er mit freundlichem Vorwurfe.

„Ich wollte Dich in den letzten Stunden Deiner Mutter nicht entziehen," erwiderte sie. „Es ist sehr gut von Dir, daß Du mich aufsuchtest, aber laß uns nun heimkehren, wir dürfen sie nicht so verlassen."

„Nein, laß uns noch einige Augenblicke die seltene Schönheit des Abends genießen," sagte er, „die gute Mutter rief mir noch nach, wir sollten uns nicht ihretwegen übereilen, sie packe indeß und habe einige Beschäftigung, bei welcher sie uns nicht brauchen könne."

„O dann bleibe ich gern noch länger hier," erwiderte Esther, „bis sich die Sterne mehr und mehr vergolden und der letzte Schein des Abendroths verglimmt. Wenn Du die Alpen erglühen siehst im

Rosenlicht der untergehenden Sonne, dann grüße sie von mir," schloß sie, „ich denke mir, das allein kann über die Schönheit des heute genossenen Anblicks gehen."

„Es geht noch etwas darüber," sprach Ernst beziehungsvoll, „das ist das von tiefen und schönen Gedanken bewegte Antlitz eines Menschen."

„Ja, es ist wahr," erwiderte Esther nach kurzem Sinnen und dachte an Leoni, „ich habe kürzlich ein solches Angesicht gesehen." Sie las die Frage in Ernst's Augen und fuhr fort: „Es war ein Weib, ein armes Weib, das aus der Erdrückung, in welcher es schmachtet, einen traumhaften Aufschwung nahm zu jener reinen Seligkeit, deren ihre große Seele fähig wäre. Ich sah es einen Augenblick aufleben in ihren begeisterten Zügen, was sie werden, was das Leben ihr bieten könnte, und — sah sie es still und entschlossen verhüllen in kaltes, armseliges Begnügen."

„Das war zu traurig, um schön zu sein," entgegnete Ernst, indeß Esther ihr Tuch einen Augenblick an die Augen drückte, in denen die Thränen perlten.

„Nein," widersprach Esther, „es war nicht traurig, es war der begeisterte Opfermuth, der Helden siegend für eine Idee sterben läßt. Ob diese Idee ein Wahn, ein Irrthum — wer will es wagen, die Binde von ihrem Auge zu reißen und die Nacht zu enthüllen? Ruft sie nicht an, laßt sie sterben in ihrem Wahn, — dieser Tod ist Seligkeit gegen das Erwachen, in welchem das geträumte Idol wie ein Phantom in Nichts zerrinnt." — Ihre Lippe zuckte, als sie schwieg,

und zwei große Perlen rollten aus ihren Augen, die traurig an den bleichen Sternen hingen. Auf einen Wink Ernst's brachten die Fährleute die beiden Boote so nahe zusammen, daß Ernst zu Esther hinübersteigen konnte. Er setzte sich an ihre Seite und sagte:

„Esther, so traurige Erfahrungen hätten Deiner Jugend noch erspart bleiben sollen. Wenn Du fortfährst, so tief und heiß zu empfinden, mit solcher Wärme die Geschicke Anderer im Busen zu tragen, dann wirst Du vor der Zeit Dich verzehren."

„Willst Du damit sagen, daß auch das Glück und die Freude aufreibt, oder daß der Schmerz überwiegend ist auf Erden?" fragte sie, indem sie ihm forschend in's Auge sah. Als er noch schwieg, setzte sie lächelnd hinzu: „Aber Du bist als Mann kaum älter wie ich als Mädchen und wärst wohl doch kein competenter Richter. So will ich fortfahren zu glauben, daß das Leben eine lachende Lust, so lange wir vorwurfsfrei dem Schicksal entgegentreten. Und in sein Glück will ich die Freude mit hineinrechnen, wenn mir's vergönnt wird, Anderer Lust und Leid tragen zu helfen. O komm," fuhr sie lebhafter fort, „laß uns zurückkehren, ich bin zur müssigen Träumerin nicht geboren. Es ist Niemand ungeschickter in solchen Dingen als ich; ich muß mich fest an's warme, pulsirende Leben anschließen — mich dürstet nach Thätigkeit, das Denken verwirrt mich."

Die Schiffer wendeten das Boot, eine kühlere Nachtluft wehte ihnen entgegen. Ernst legte Esther

den niedergesunkenen Shawl dichter um die Schultern und knöpfte seinen Rock zu. Sie hüllte sich fest in das Tuch und sagte: „Es ist schön, einen Bruder zu haben.“

„Und Du hattest niemals einen solchen?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte sie, „aber jetzt.“ Sie sah ihm mit offener Innigkeit in's Auge, das warm und ruhig ihren Blick erwiderte. „Du hast eine so schöne männliche Ruhe,“ fuhr sie fort; „wäre ich in Noth und bedürfte eines Freundes, ich wollte mich voll Vertrauen an Dich wenden.“

„Versprich mir das,“ bat er, ihr seine Hand hinreichend. Sie legte die ihre mit warmem Drucke einen Augenblick hinein und nickte stumm. „Fast reut mich mein Entschluß, schon morgen abzureisen,“ sprach er nun und wollte noch etwas hinzufügen, aber Esther unterbrach ihn mit den lachenden Worten:

„Das wäre ein köstlicher Anfang unserer Geschwisterschaft! Nein, mit der Zerstörung eines Lieblingswunsches von Dir soll dieser nicht gebrandmarkt werden. Ich freue mich auch so sehr auf das, was Du bei Deiner Rückkehr aus den Alpen erzählen wirst, und vor Allem, daß der Hauch von Müdigkeit und die Wolke auf Deiner Stirn verschwinden sollen.“

„Ich denke, das sollen sie,“ erwiderte er, „ich fühle, es ist nur eine vorübergehende Müdigkeit, welche mich überkommen. Die Bergluft wird sie verwehen, und ich werde mich ihrer später besser erwehren

lernen. Du hattest sehr Recht, als Du mir von dem Besuche großer Städte abriethest."

Sie waren am Landungsplatze, rasch war die Dunkelheit hereingebrochen, er gab ihr den Arm, und sie legten eilends die kurze Strecke bis zu ihrer Wohnung zurück. Die Geheimräthin war mit Allem fertig und erwartete sie am Theetisch. Sie erzählten von der genossenen Schönheit, dem geschlossenen Bunde und entwarfen zusammen Ernst's Reiseroute, damit sie in Gedanken an seiner Seite bleiben könnten. Esther wußte mit dem ihr eigenthümlichen Gemisch von Scherz und tiefen Gedanken den Abend so angenehm zu würzen, daß er vergangen war, ehe man es glaubte. Man schied, um bei dem Frühstück zum letzten Male sich zu vereinigen.

„Sieh', wie die Sonne ihren Segen auf Deinen Wanderpfad scheinen läßt," sagte Esther, als sie Ernst zum Abschied die Hand reichte, und deutete hinaus, wo der herrlichste Morgen lachte. „Reise glücklich. Dein Mütterlein will ich Dir schon pflegen, bis Du wiederkehrst." Er drückte ihre Hand, umarmte die Mutter und eilte dem Bahnhofe zu.

An diesem Tage war die Stimmung der Geheimräthin nicht recht in Gang zu bringen. Esther gab sich die größte Mühe. Ob sie selbst vielleicht ein wenig herabgestimmt sein mochte und deshalb ihre Anstrengungen nur einen geringen Erfolg erzielten, oder ob die sonst so zugängliche Tante heute ganz unnahbar war — das blieb unentschieden. Genug,

Abends erklärte die Letztere, daß sie eigentlich gar nicht begreife, warum gerade sie Beide hier am Badeorte den Kehraus spielen sollten, und daß sie eine plötzliche Unruhe um ihren Mann packe, der doch ganz verlassen sei. „Wenn ihm 'was zustieße, mein Kind! sagte sie, „nein, nein, es leidet mich nicht länger hier, wir packen morgen und reisen übermorgen. Ist Dir's auch recht?"

„Sehr, liebste Tante," entgegnete Esther heiter, „ich gehe sogleich an das Werk."

Und am Morgen des zweiten Tages fuhren sie Esther's neuem Bestimmungsorte zu.

3.

Die Geheimräthin und ihre Nichte Esther hatten den Geheimrath wohl angetroffen. Er war erfreut über ihre unerwartet frühe Ankunft, zufrieden mit Ernst's Reiseplänen, freundlich und herzlich zu seiner Frau, liebenswürdig und scherzhaft zu Esther, die Geheimräthin glückselig, die Reisestrapazen überstanden zu haben, und sorgsam beflissen, Esther so behaglich als möglich in ihrem Hause einzurichten — kurz, Alles war in bester Ordnung oder kam doch bald in ein gutes Geleis, und das geordnete Leben begann. Musik- und Malunterricht hatten ihren Anfang genommen, Theater und Concerte wurden besucht, die nothwendigen Bekanntschaften waren angeknüpft. Esther arbeitete des Morgens sehr fleißig und hätte gern manches Vergnügen an sich vorübergehen lassen, das ihr die Tante ausgesonnen, um nur raschere Fortschritte zu erzielen. Sie pflegte sehr warm zu werden bei jedem Werke, und wenn sie das Mangelhafte ihrer Leistungen empfand, so war eine doppelte Anstrengung die Folge

davon. Sie war eine strebsame, ringende Natur, welche nicht leicht an irgend einer Schwierigkeit erlahmte. Mit stiller Ungeduld sah sie der herannahenden Adventszeit entgegen, wo sie ungestörter zu bleiben hoffte.

Jedoch vorher nahte noch eine unruhvolle Zeit. Eine Nichte des Geheimraths Aegidius verheirathete sich. Es sollte eine große Hochzeit gefeiert werden, alle Bekannten und Verwandten rüsteten sich zu Polterabendscherzen. Die Tante verlangte, daß Esther sich auch daran betheilige und etwas Hübsches aussinne, wozu sie ihr jede Unterstützung verhieß. Da der Bräutigam Gutsbesitzer war und Esther andere Beziehungen zu der Familie nicht hatte, so wählte sie das Nächstliegendste und beschloß, als Bauermädchen den Gruß und die Glückwünsche der Dorfgemeinde zu überbringen. Sie dachte sich eine kleine Anrede aus und verfertigte ihren Anzug, bei welcher Arbeit Rosel's Kleider ihr in der Erinnerung als Modell dienten; nur daß der Rock von Seide war anstatt des groben Wollenzeuges, die weißen Aermel und das Chemisette von Battist und Spitzen, das dort einfach schwarze Mieder von Sammet mit Goldstickerei. Auch die rothen Bänder in den Zöpfen, welche heute nicht aufgewunden waren, sondern schwer und lang fast bis zum Saum des kurzen Rockes niedergingen, fehlten nicht, nur schmückte ein voller Kranz von Feldblumen ihr Haar, anstatt des Hutes, der heute ihr am Arme hing.

Die Tante war entzückt über das Werk, welches sie treulich mit gefördert, sie reichte ihr den wohl arrangirten Korb mit Früchten und rief den Onkel, dessen artige Neckereien nicht ausblieben. Man durfte nicht zu früh kommen, damit die Vorstellung nicht vor leerem Saale von statten ging, obwohl die arme Tante zwischen zwei Thüren stand und gern durch jede zugleich gegangen wäre. Sie wollte auch alle anderen Scherze sehen und doch um keinen Preis zugeben, daß Esther's Eintritt nicht von Allen gesehen und ihre Anrede allseitig gehört wurde. Endlich bewog Esther sie, allein voranzufahren, sie wollte unter dem Schutze des Onkels nachkommen. Das befriedigte alle Theile und ward somit ausgeführt.

Mit der bunten phantastischen Kleidung hatte Esther sich gleichsam im Netze des Frohsinns und Scherzes gefangen. Während der Onkel gegangen war, um seine Toilette zu machen, und der Wagen erwartet wurde, betrachtete sie sich mit Lust in dem großen Spiegel des Salons und wurde ordentlich ungeduldig über die lange Zögerung. Endlich trat der Onkel im feinsten Schwarz herein, und der Wagen wurde gemeldet.

Außer in einigen kleineren Privatgesellschaften hatte Esther in der kurzen Zeit ihres Hierseins sich noch nicht in der Gesellschaft gezeigt, und heute sollte ihr der erste größere Ballgenuß werden. Einige junge Mädchen hatten darüber vor Erstaunen die Hände zusammengeschlagen. Zwanzig Jahre und noch kein Ball, das

war etwas Unerhörtes. Sie fragten, womit sie sich statt dessen amüsirt, und schauten etwas sonderbar drein, als Esther ihre Beschäftigungen und Studien aufzuzählen begann. Das war doch ein zu absonderlich Wesen, so ernst zu thun mit so fröhlichen Augen und scherzhafter Rede. Nein, sie liebten die Unbefangenheit und thaten nicht, als wäre die Schulbank noch ihre Welt.

So hatte Esther gleich im Anfang eine fast isolirte Stellung. Ihre Altersgenossinnen fühlten sich ihr gegenüber nicht ganz zu Hause, verstanden ihre Antworten oft nicht richtig und sahen sich dabei an, wie wenn sie nicht recht gehört hätten. Das kam Alles aus einer fremden Welt, wie ihre ganze Erscheinung. Sie war nur von mittler Größe und zart und schlank gebaut, aber das Ebenmaß ihrer geschmeidigen Gestalt war vollendet schön. Ihre fein geschnittenen regelmäßigen Züge wurden belebt von dem lieblichsten Mienenspiel und überstrahlt von einem sanften, braunen Augenpaar, dessen glänzende Sterne in dem bläulichen Emaille des Augapfels so wundersame Dinge zu den Menschen redeten, daß Keiner von ihrem Blick getroffen werden konnte, ohne eine Weile nachzusinnen wie über etwas ganz Seltsames, das ihm begegnet. Das Auge war schön geformt, die eigentliche gewinnende Schönheit aber lag im Blick, welcher, von tiefer Güte und sprühendem Gedankenreichthum redend, groß und gläubig sich aufschlug und zugleich forschend und denkend Alles zu durchdringen schien, was er erfaßte.

Sie trat in die festlich geschmückten Räume und mußte eine ganze Reihe glänzend erleuchteter Zimmer durchschreiten, um in jenen Salon zu gelangen, in welchem das Brautpaar von erhöhtem Sitze aus die Glückwünsche und Schaustellungen entgegennahm. Fremd wie sie in dieser Gesellschaft war, und mit dem Bewußtsein, alle die neugierigen Blicke auf sich gerichtet zu sehen, ging sie schüchtern und zögernd vor und wagte kaum sich umzusehen. Durch die Wahrnehmung der bereits allgemein herrschenden Heiterkeit wurde sie etwas muthiger, und als sie bei dem Brautpaare anlangte, hatte sie sich genügend gefaßt, die Anrede ohne Zagen zu sprechen. Indem sie sich in die Rolle versenkte, wuchs ihr Muth mehr und mehr. Das Bild der jungen Magd im Weinberge, welcher sie die Fertigkeit im Melken der Kühe verdankte, stieg im Geiste vor ihr so lebendig auf, daß sie unwillkürlich den Sinn ihrer Rede und die Ausdrucksweise nach dieser modelte, und als sie geendet hatte und die Früchte überreicht, brach ein so allgemeiner Beifallssturm los, daß Esther ganz verwirrt aus der dankenden Umarmung der Braut und unter den freundlichen Erwiderungen des Bräutigams zur Tante flüchtete, welche mit strahlenden Augen ihr entgegeneilte.

Nach wenigen gewechselten Worten zog sie sich aus der Mitte des Saales hinter die plaudernden Gruppen zurück und trat zu den blühenden Gewächsen, mit welchen man die Räume decorirt hatte.

Langsam schritt sie an ihnen hin und verweilte eben bei einer Blüthe, deren Duft einzusaugen sie sich neigte, als eine Stimme hinter ihr fragte:

„Was macht die Muhme Winzerin?"

Sie fuhr jäh zusammen. Groß und erschrocken traf ein schneller Blick den Sprecher, der lächelnd sich an ihrer Betroffenheit weidete. Ein zweiter Blick, den sie zürnend auf den jungen Mann in eleganter Balltracht warf, überzeugte sie, daß sie ihn flüchtig schon gesehen haben mußte. Der Klang seiner Stimme hatte sie durchschauert, wie der Sinn seiner Worte — es mußte der Fremde sein, welchen sie damals bei ihrer unseligen Verkleidung im Park getroffen — und doch, mit keinem Blicke hatte sie ihn damals angeschaut, und außer seinem Jagdcostüm und der Hand, mit welcher er aus ihrem Korbe Beeren genascht, hatte sie nichts von ihm im Gedächtniß behalten. Doch, die Stimme noch, die einen eigen sonoren Klang gehabt und die soeben wieder zu ihr gesprochen und Worte, welche verriethen, daß er sie erkannt habe. Das alles zuckte mit der Schnelligkeit des Erröthens und Erblassens, welches über ihre Wangen lief, durch ihre Gedanken. Sie faßte sich gewaltsam, und als könnten diese Worte nicht ihr gegolten haben, schritt sie weiter und verlor sich im Gedränge.

Als jetzt gerade noch einige andere Polterabendscherze auf einander folgten, blieb sie still an der Seite ihrer Tante und hatte Zeit, über das erlebte Aben-

teuer nachzudenken. Die Art, wie der Fremde ihr genaht, verdroß sie. Warum ihr ein Garn legen und lächelnd harren, ob sie sich darin fangen werde! Warum nicht herkömmlich sich ihr vorstellen und ruhig, gesprächsweise den Punkt berühren! Zur Strafe hatte sie ihm nicht geantwortet. Aber freilich, sie hatte ihr Erschrecken gefühlt, auch er hatte es bemerkt, sie hatte die Freude darüber in seinen durchdringenden Augen aufleuchten sehen. „O es ist schmählich," dachte sie, „er hat doch auch damals meine Verwirrung gesehen; wenn er mich wirklich heut erkannt, so mußte er wissen, wie peinigend mir diese Begegnung sein muß. Ich hätte ihn ja nimmermehr erkannt, ganz ruhig konnte er sich mir nähern, ohne mich so zu erschrecken. — Doch! an der Stimme hätte ich ihn erkannt," berichtigte sie sich selbst. „Aber gesehen? wo habe ich ihn gesehen? Wie im Nebel tauchte sein Bild vor mir auf, als ich ihn heut erblickte." Sie saß in unruhigem Sinnen an der Seite der Tante, und ihre Blicke spähten verstohlen nach dem Gegenstande ihrer Unruhe im Saale umher, um ihn sicher vermeiden zu können. Er war wie verschwunden; hinter sich wagte sie natürlich nicht zu schauen, vielleicht, daß er ganz in ihrer Nähe stand und den Declamationen zuhörte, die soeben beendet waren.

Richtig. Sie fuhr nochmals zusammen, unweit ihr trat er aus dem Hintergrunde hervor und schritt quer über den Saal, zu dem Bräutigam, mit welchem er sprach. Sie wandte sich ab, als er sein Gesicht

der Gesellschaft zukehrte, und begann ein eifriges Gespräch nach der andern Seite hin, mit der Braut, welche herangetreten war und wiederholte Versicherungen gab, wie schön Esther ihre Rolle gespielt. Zugleich begann die Tanzmusik, und da — als sie im Gespräch den Kopf wendet, sieht sie den Gegenstand ihrer Unruhe mit dem Bräutigam über den Saal daherschreiten, direct auf sich los. Sie ist außer sich, ihr Gefühl empört sich dagegen, mit ihm zu tanzen und seiner Rede preisgegeben zu sein, ihre Hand in die seine zu legen und mit ihm sich im Tanze zu wirbeln — und doch, wenn sie ablehnt, so darf sie mit keinem Andern tanzen, so geräth die Tante in das größte Erstaunen und frägt, und sie muß erzählen.

Noch ist sie nicht zu einem Entschluß gekommen, als sie die Worte hört: „Mein gnädigstes Fräulein, erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Freund, Herrn Gereon, vorstelle.“ Zögernd wendet sie sich und erhebt kalt und stolz den Blick. Er neigt sich tief und bittet, sich aufrichtend, um die Ehre, den ersten Walzer mit ihr tanzen zu dürfen. Sie schaut den Bräutigam, welcher noch neben ihm verweilt, mit fragendem Zweifel an, als wollte sie sagen: „Er ist Dein Gast, Du stehst mir für die Schicklichkeit seines Betragens,“ und neigt sich kalt gegen Gereon. Er beißt auf die Lippen und steht ruhig in ihrer Nähe, bis der Tanz beginnt, dann, da sie sich nicht erhebt, tritt er, sich nochmals verneigend, vor und

bietet ihr die Hand. Sie folgt der Aufforderung langsam und tritt mit ihm in die Reihe. Ihr Herz klopft vor Zorn und Aufregung hörbar, sie bemerkt, wie die Spitzen ihres Chemisettes sichtbar zittern, und weiß, daß ihm das alles nicht entgeht.

O es ist grausam, so ein gebundenes, gefangenes Lamm von Mädchen zu sein und den Eclat vor Allem fürchten zu müssen!

Sie wendet sich zornig nach der andern Seite und tritt heftig mit der Spitze ihres kleinen Fußes auf. Sie sieht die letzten Paare vor sich dahinfliegen und weiß, nun soll sie sich von ihm erfassen lassen, mit ihm walzen, als habe er sie nicht beleidigt, als sei er nicht schuld an dem Sturm in ihrem Innern, und sie beschließt, nicht mit ihm zu tanzen, wenn er nicht vorher noch ein versöhnendes Wort gesprochen. Sie wirft den Kopf auf und schaut ihm zornig mit offenem Blick in's Gesicht.

„Dank," sagt er sogleich, „nun wage ich doch zu sprechen."

Ueberrascht mißt sie ihn prüfend, und er beginnt eine leichte, unbefangene Unterhaltung. Sie athmet erleichtert auf, und da nun die Reihe zu walzen an ihnen ist, tanzt sie mit ihm. Stillstehend setzt er das abgerissene Gespräch fort und frägt unter Anderem, ob sie das Tanzen sehr liebe?

„Es ist der erste Tanz, welchen ich außer der Unterrichtszeit tanze," erwidert sie wortkarg, wie alle ihre Antworten bis jetzt gewesen.

„Und Sie haben in diesem Augenblick noch kein Urtheil, ob es Ihnen Vergnügen macht oder nicht?" fragt er leichthin.

„Nein," erwidert sie kurz.

„Vielleicht bin ich mit der Frage, ob Sie eine einsame Morgenfahrt auf dem Meere sehr angenehm finden würden, glücklicher?"

Sie stutzt und sieht ihn an. Ja, nun fallen die Schuppen von ihren Augen, da ist's, wo sie ihn gesehen hat, es ist der Herr im Boot, welcher sie grüßend an sich vorübergelassen. „Ach," sagt sie freundlicher, „ich weiß nun, wo ich Sie schon gesehen, unsere Schiffer verwickelten uns in einen Wettkampf, und Sie waren damals — sie betonte das „damals" leise — so artig, mich den Sieg davontragen zu lassen."

Er unterdrückte ein Lächeln und sprach ihr seine Bewunderung über den damals bei sehr bewegter See bewiesenen Muth aus.

Sie zuckte mit den Schultern. „Die Schiffer wissen am besten, ob Gefahr vorhanden; so lange sie Muth behielten, brauchte auch ich nicht zu zagen."

„So pflegen schwache Damennerven nicht immer mit Glück zu reflectiren," bemerkte er mit einer Verbeugung.

„Da kann ich vielleicht mit diesem Artikel gar nicht dienen," erwiderte sie gereizt; „ich glaube gar, wir sollen schwache Nerven für etwas Schönes oder Interessantes halten!"

„Es ist doch rührend, so zart und schutzbedürftig zu sein," sprach er mit leisem Spott.

„Und es ist pikant, nicht wahr, mein Herr, boshaft zu sein und eine Ballunterhaltung zu einem versteckten Zank zu gestalten?"

„Ich habe leider das Unglück gehabt, durch meine ersten Worte Ihren Zorn zu erregen," sprach er wie reumüthig, und doch klang ein herausfordernder Uebermuth hindurch.

„Ich weiß nun, daß mir das Tanzen **kein** Vergnügen macht, wenigstens in diesem Augenblicke nicht," sagte Esther hierauf und wandte ihm mit stolzer Verbeugung den Rücken, um sich an ihren Platz zu begeben. Aber schnell erfaßt er ihre Hand und bittet, ihm ein Wort der Verständigung zu gestatten. Sie muß, wenn sie Aufsehen vermeiden will, seinen Wunsch erfüllen, aber sie tanzt nicht mehr, obwohl die Reihe an ihnen, und beschließt bei sich, das Abenteuer im Park zu N. unter allen Umständen zu verleugnen. Er schien ihr ein gefährlicher Mensch, wer weiß, wie er es ausbeuten könnte. Und wie seltsam! Damals, als er sie für ein Bauermädchen hielt, war er so ruhig, einfach ihr entgegengetreten, nichts hatte sie verletzt in seinem Benehmen, und wenn nicht ihre Angst, errathen zu werden, sie verwirrt hätte und schließlich seine Bemerkung über ihre Hände ihr gezeigt, daß es davon nicht weit, so hätte das ganze Abenteuer nicht die leiseste Beschämung für sie mit sich geführt. Warum, wenn er dem Landmädchen

gegenüber im einsamen Park sich ruhig und würdig betrug, warum nun zu ihr diese herausfordernde, beunruhigende Haltung, warum die Freude an ihrer Beängstigung und ihrem Zorn? War das der übliche Ton in diesen Kreisen?

Aber nun hatte sie Muth, sie nahm leise, daß die Umstehenden sie nicht verstehen konnten, aber fest das Wort: „Ich weiß nicht, mein Herr, welche Absicht Sie haben können, diesen räthselhaften Ton anzuschlagen, als ob ich hier, wo ich ein heiteres Vergnügen erwarte, Zeit und — Lust haben könnte, an seiner Errathung zu arbeiten. Ist es denn eine männlich würdige Aufgabe, ein junges, wehrloses Geschöpf in seiner Lust zu stören?"

„Ich würde es tief beklagen," sagte er, sie ernster betrachtend, „wenn ich so unglücklich gewesen wäre, dies zu verschulden. Eine Erscheinung von solcher Bedeutung und Eigenthümlichkeit aber, welche wie ein phantastisches Märchenbild bald in dieser, bald in jener überraschenden Gestalt und Situation an mir vorüberschwebt, mußte mich nothwendig in eine ungewohnte Lage versetzen, in welcher ich den richtigen, zur Verständigung führenden Ton zu meinem Bedauern verfehlt zu haben scheine."

„Ja, Sie haben ihn verfehlt," erwiderte Esther mit großem Ernst; „denn ohne daß ich es zu fassen weiß, lauert im Hintergrunde eines jeden Ihrer Worte etwas wie beleidigende Voraussetzung. Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, mich in irgend einer Weise

einem Fremden gegenüber rechtfertigen zu müssen, und ersuche Sie hiermit, mich auf meinen Platz zurück zu führen."

Er gehorchte schweigend. Als sie angelangt waren, sprach er sich verneigend mit ruhigem Ernst: „Ich gebe die Hoffnung nicht auf, mein Unrecht zu sühnen," und ging hinter den Reihen der Tanzenden fort bis in die entfernteste Fensternische, in welcher er sich niederließ. Esther flog bald mit einem andern Tänzer dahin und suchte die Angelegenheit mit diesem Herrn Gereon möglichst zu vergessen.

Ein wenig verstimmt blieb sie aber doch, und so kam es, daß sie einmal, still neben der Tante sitzend, welche nach der andern Seite hin sich lebhaft unterhielt, ein leise geführtes Gespräch belauschte, welches im Fenster hinter ihr stattfand.

„Da tanzt man auf der heutigen Hochzeit und sollte doch lieber weinen oder mit Prügeln dreinschlagen," sagte eine grollende Männerstimme.

„Na, na, so schlimm braucht es nun doch noch nicht zu werden," entgegnete eine andere; „freilich nimmt Sydow die unschöne bürgerliche Braut nur ihres Reichthums wegen, indeß, er ist sonst eben kein schlimmer Mensch, vielleicht leben sie ganz glücklich zusammen. Die arme kleine Braut glaubt ja doch nimmermehr, daß er ihr Geld mehr liebt als sie selbst, und daß es ihm nicht einfallen würde, sie zu lieben, wenn sie arm wäre. Wer wird auch hingehen und sie enttäuschen, da es nun zu spät ist?"

Esther wurde auf das schmerzlichste betroffen. Ihr Auge suchte die Braut, welche in einer Ecke des Saales neben ihrem Verlobten saß und glückstrahlend seinem Geflüster lauschte. „O, ist das eine Welt!" rief es in ihr, und es regte sich in ihrer Seele etwas wie grollende Verachtung gegen die ganze Männerwelt und wie geringschätzendes Mitleid mit ihrem eigenen Geschlecht. „Nein," dachte sie, „lieber einsam bleiben mein Leben lang, als der Gefahr mich aussetzen, in thörichter Leichtgläubigkeit an ein halbes, klägliches, zweifelhaftes Glück meine Freiheit hinzugeben."

Sie sah wieder zu der Braut hinüber. Der Bräutigam verließ sie soeben, um sich einigen Herren anzuschließen, welche ihm entgegentraten. Esther eilte hinüber und nahm seinen Platz ein. Die Braut reichte ihr die Hand entgegen und sagte herzlich: „Ja, kommen Sie, liebe Esther. Wir kennen uns zwar erst so flüchtig, und dennoch habe ich die Ueberzeugung, Sie fühlen wärmer mein Glück mit mir, als alle meine anderen lieben Gäste. Es steht etwas wie treue, liebevolle Sorge für mein Glück in Ihren prachtvollen Augen."

„Nun ja," entgegnete Esther warm und bemühte sich, heiter und unbefangen zu erscheinen, „da haben die plauderhaften Schelme mich richtig verrathen. Es ist die erste Hochzeit, welche ich feiern helfe, und ich fühle in der That eine innige Rührung bei der Vorstellung, daß hinter diesen Tagen des Festes eine un-

bekannte Zukunft Ihnen erblühen soll, von welcher Sie in Ihrer Vereinigung mit dem Geliebten das ganze Glück Ihres Lebens erwarten."

„Und er mit mir," rief sie mit innigem Ton.

„Ja, liebe Esther, wir werden unaussprechlich glücklich sein. Sie wissen nicht, welch' treues, edles Herz mein Liebster im Busen trägt, und wie dies schöne, große Herz mir ganz und gar gehört. O wie stolz und wie selig ich bin!"

Sie ergoß sich noch lange in den begeistertsten Worten über die seltene Vortrefflichkeit ihres Verlobten, und Esther hörte in innigstem Mitgefühl die Ergüsse ihrer heißen, vertrauenden Liebe. Als der Tanz wieder begann, nahte Sydow und bat Esther um den Walzer, nachdem er zärtlich die Hand seiner Braut an seine Lippen gedrückt und ihr einige liebkosende Worte zugeflüstert, welche noch einen neuen Sonnenschein des wonnigsten Glückes auf die Züge des Mädchens zauberten.

„O," konnte Esther sich nicht enthalten auszurufen, als ihr Tänzer sie über den Saal führte, „wie sie glücklich ist, die liebe Marie! Möge sie es immer und immer in diesem Grade bleiben!"

„Es wird das allerdings die Aufgabe meines Lebens sein," entgegnete Sydow mit einem Anstrich von Galanterie, welcher Esther ankältete, „und Marie ist so gut, so engelgut — ich weiß, es wird mir ein Leichtes sein, ihr Glück und Befriedigung zu schaffen."

„Gewiß," nahm Esther das Wort wieder, „denn

da sie neben dieser Engelgüte Sie eben so überschwenglich liebt, als sie fest an Ihre gleiche Liebe glaubt und Ihnen das volle Vertrauen eines schönen Herzens entgegenbringt — —" Sie ließ den Satz unvollendet und schlug die ernsten, von innerer Bewegung glühenden Augen zu ihrem Tänzer auf. Aber eben war das Walzen an ihnen, der Satz blieb ungeschlossen und erhielt auch keine Erwiderung. Sydow sagte ihr Artiges über die Declamation und ihr Costüm und erhielt das Gespräch auf der leichtesten Oberfläche.

Den ersten Tänzer und alle die unruhigen Gedanken, in welche er sie gestürzt, hatte Esther über ihrem Interesse an dem Schicksale der Braut ganz und gar vergessen. Jetzt erblickte sie ihn plötzlich gegenüber am Thürpfosten lehnend und ernst vertieft in ein Gespräch mit einem alten Herrn.

„Was haben Sie, mein gnädigstes Fräulein, aus meinem Freunde Gereon gemacht?" fragte lächelnd Sydow. Sie blickte betroffen fragend zu ihm auf. „Ich habe ihn noch niemals tanzen sehen," fuhr er fort, „und wollte meinen Ohren nicht trauen, als ich hörte, wie er Sie um einen Walzer bat."

Esther erröthete ungeduldig und dachte: Muß mir denn Alles zur Unbequemlichkeit werden, was von diesem Manne ausgeht? „Das hatte seine Bewandtniß," sprach sie laut, „er verwechselte mich offenbar mit einer Andern. Uebrigens hätte er mir zu Ehren keine Ausnahme von seiner Regel zu machen

brauchen; ich finde ihn ganz und gar nicht liebenswürdig."

„Ei," rief Sydow verwundert aus, „dies Urtheil über Gereon aus Damenmund ist neu; denn obwohl er den Verkehr mit der Frauenwelt wenig aufsucht, so sind sie doch alle darüber einig, daß er einer der liebenswürdigsten Männer sei, welche ihnen jemals begegnet, und wir Männer werden von diesem Ausspruch uns mit unserer Ansicht über ihn auch nicht allzu sehr entfernen."

„Sie sprechen sehr warm von Ihrem Freunde," warf Esther ein, „und sind also wohl sehr innig vertraut mit ihm?" Und während sie der Antwort lauschte, dachte sie bei sich: Und das spricht mir, nach dem, was ich von Ihnen weiß, auch nicht gerade zu seinen Gunsten.

„O, nein —" erwiderte er gedehnt, „ich sagte „Freund", wie man das Wort so im gewöhnlichen Leben zu gebrauchen pflegt; ein näheres Verhältniß findet zwischen uns nicht statt. Wir sind Schulkameraden, haben zusammen studirt und sind auch im späteren Leben noch vielfach zusammengetroffen; wir müssen jedoch grundverschiedene Naturen sein, denn trotz alledem ist es zwischen uns bei einem mehr oberflächlichen Verkehr geblieben. Unsere Wege und Interessen führten uns allerdings naturgemäß auseinander."

Esther frug nicht nach der Verschiedenheit dieser Interessen und gab der Unterhaltung eine andere

Wendung. Sie wollte bei diesem Thema nicht länger verweilen, auch hatte ein zweiter, absichtslos geradeaus fallender Blick sie belehrt, daß der Gegenstand ihres Gespräches sich nicht mehr unterhielt, sondern allein am Thürpfosten lehnte und gedankenvoll zu ihr herüberschaute. Es war ihr lieb, daß sie tanzen mußte, um nicht so still unter seinen Blicken am Platze zu bleiben.

Der Tanz war zu Ende. Sydow wollte Esther auf ihren alten Platz neben Marie, welche den ihren bereits wieder eingenommen hatte, führen, als sie bemerkte, daß Gereon neben dieser stand und ein angelegentliches, leises Gespräch mit ihr führte. Sie hemmte also auf halbem Wege ihren Schritt und sagte:

„Nein, bitte, wo ist meine Tante?"

Diese saß unfern, und Esther, welche jedesmal mit großer Herzlichkeit von ihr aufgenommen wurde, ließ sich bei ihr nieder. Während sie den Worten der Tante lauschte und ihre Fragen beantwortete, sah sie, wie einer der Diener quer über den Saal und auf Gereon zu schritt, welchem er einige Worte sagte. Dieser erhob sich sofort, und gegen Marie, welche ein bedauerliches Gesicht machte, sich verneigend, verließ er schnell den Saal. In der Thür wandte er sich noch einmal und blickte, seinen Schritt einen Augenblick hemmend, zu Esther herüber, deren Blicke ihm diesmal unwillkürlich gefolgt waren. Er mußte so adlerscharfe Augen haben wie diese, denn trotz der

großen Entfernung traf sein Blick den ihren, und er grüßte Abschied nehmend. Sie neigte sich erröthend ein wenig und dachte, was ihn wohl so plötzlich abberufen haben möge, bevor das Abendbrod noch stattgefunden, zu welchem man soeben aufbrach.

Als Esther am Arme eines, mit unserer Erzählung in keinem näheren Zusammenhang stehenden Herrn die gedeckte Tafel erreicht hatte und an seiner Seite Platz genommen, erblickte sie auf dem Zettel, welcher auf dem Couvert zu ihrer Rechten lag, den Namen Gereon. Sie mußte sich einen Augenblick schweigend im Sessel zurücklehnen und nachsinnen, wie es doch seltsam sei, daß ihr immer etwas begegne, was sie mit dem Träger des auf dem Zettel verzeichneten Namens in Verbindung bringe und wie die Zeit während des Abendbrodes ihr mit dieser Tischgesellschaft wohl verronnen sein würde? Auch ob diese Nachbarschaft Zufall gewesen sein möge, oder ob nicht, mußte sie überlegen und dabei des Abschiedsgrußes gedenken, welchen sie so eigenthümlich über den weiten Saal herüber empfangen und kaum erwidert hatte. Sein letztes Benehmen verrieth wohl deutlich, daß ihm daran gelegen, den Eindruck, auf welche Art er ihre Bekanntschaft eingeleitet, zu verwischen und wieder gut zu machen; aber es war ihr doch leicht zu Muthe, daß er jetzt nicht neben ihr saß und sie fort und fort bei der Erinnerung an die Begegnung im Park zu erröthen und die Bestätigung, daß sie es gewesen, welche ihm damals die Früchte gereicht, über

sich schweben fühlen mußte. Dabei fiel ihr ein, daß sie bei Tische die Handschuhe ausziehen mußte, und als ob er nun doch wirklich neben ihr säße, versteckte sie erschrocken die kleinen weißen Hände mit den rosenrothen Nägeln unter der Serviette, welche auf ihren Knieen lag. Aber sie mußte zulangen und essen — Gott sei Dank, daß er nicht neben ihr saß. Was ihn nur abberufen haben mochte? Der Zettel mit seinem Namen bewies doch, daß er die Absicht gehabt zu bleiben.

Doch nun erloschen diese Gedanken in der Unterhaltung mit ihrem Nachbar zur Linken. Das leerbleibende Couvert zu ihrer Rechten wurde fortgenommen, die Stühle zusammengerückt, und so war äußerlich jede Erinnerung an den Fortgegangenen verwischt. Der Abend verlief, ohne daß sich noch weiter etwas Bemerkenswerthes zugetragen hätte. Die Heiterkeit war allgemein und groß, die Tischreden und Toaste zu Ehren und auf das Wohl des Brautpaares theils gut, theils schwach, wie es so zu gehen pflegt, wenn in der Ungebundenheit des Frohsinns Gedanken und Worte nicht mehr allzu sehr gewogen werden.

Esther war es zufrieden, als die Tafel aufgehoben wurde. Sie hatte doch eine ganz andere Vorstellung von der Geselligkeit im Allgemeinen, und insbesondere von der einer großen Stadt gehabt. Wenn sie in den ernsten und tiefen Gesprächen mit ihren Eltern, welche ihre Gedanken stets in eine reiche, schöne Welt geführt und an das Höchste und Beste sich angeschlos=

sen, was die bedeutendsten Geister und Kräfte geleistet, dieses großstädtisch gesellige Treiben berührt, das sie nun einmal einen Winter lang in der Nähe se n und mitmachen sollte, dann hatte sie sich dieses von allen Hülfsmitteln unterstützte Leben als die Blüthe allen Verkehrs und aller eigentlichsten Bildung gedacht und es nicht glauben und fassen können, wenn die Eltern ihr sagten, sie mache sich eine zu ideale Vorstellung davon, es laufe sehr viel Seichtes, Eigennütziges und überhaupt Unschönes mit unter. Schüchtern, im Mißtrauen gegen ihre eigene Kraft und Gewandtheit, und in der Erwartung, Alles bedeutender zu finden, als sich selbst, war sie in diese neue Welt eingetreten; was sie aber bisher davon gesehen, hatte ihre Erwartungen allerdings bei Weitem nicht erreicht. Sie war indeß vielleicht nur noch nicht zu den rechten Quellen vorgedrungen und brauchte die Hoffnung noch nicht aufzugeben. Ihr fehlte vielleicht die rechte Wünschelruthe, welche die Goldquellen springen machte und alle geheimen Schätze erschloß.

Ganz besonders schien es ihr doch unmöglich, daß unter all' den hübschen jungen Mädchen, die sie kennen gelernt hatte, keine sein sollte, mit welcher sich ein näherer Verkehr gestalten ließe. Sie trat ihnen offen und mit den besten Voraussetzungen entgegen, kam aber nicht einen Schritt über die erste, oberflächliche Annäherung hinaus, und je mehr sie in bester Absicht von der reichen Tiefe ihres Wesens

enthüllte, je weiter entfernte sich das Ziel des Verständnisses.

„Du erwartest und verlangst zu viel von unserer Jugend," sprach die Tante, als Esther ihr einige Tage nach jenem Feste ihre Rathlosigkeit in diesem Punkte klagte. „In unserem Residenzleben ist Jeder so überbeschäftigt, daß nicht alle Eltern, wie die Deinen, wenn sie auch selbst dazu befähigt wären, so viel eigenes Interesse und Sorgfalt auf die geistige Entwickelung und Ausbildung ihrer Töchter verwenden können. Sie schicken sie in Erziehungsanstalten und Pensionate, nachdem sie ihren ersten Unterricht in überfüllten Schulen erhalten, und die natürliche Folge von dieser massenhaft gleichmäßigen Erziehungsweise ist allerdings das Verwischen jeglicher Originalität. Die Individualitäten gleichen somit, in geringer Weise nüancirt, einander wie ein Ei dem andern, wozu die ähnlichen Orts- und Verkehrsverhältnisse noch das Ihrige beitragen. Auch der unabläßig steigende Luxus, der in keinem Verhältniß zu dem meist sehr geringen Einkommen aller Beamten steht, welche nun einmal einen sehr großen Theil der hiesigen Bevölkerung ausmachen, wirkt hindernd auf den geistigen Aufschwung ein, denn der erforderliche Glanz nach außen kostet eine Menge unverhältnißmäßiger Opfer an Zeit und Mitteln, welche auf andere, würdigere Gegenstände verwandt werden könnten, bei denen das innere Leben bessere Nahrung finden würde. Auch die herrschende Vergnügungssucht hat ihren

tiefen Grund in den äußeren Verhältnissen. Die Eltern müssen meistens eifrig wünschen, ihre erwachsenen Töchter so bald wie möglich zu verheirathen, um ihre Zukunft gesichert und sich selbst pecuniär erleichtert zu sehen; daher kommt es, daß sie sie willig von Fest zu Fest begleiten und die Töchter, welchen die Motive guten Falles unbekannt bleiben, an den fortgesetzten Genuß geselliger Vergnügungen völlig gewöhnen."

Esther's Augen waren bei den letzten Worten der Tante größer und größer geworden, und ihre Wangen bleicher. Sie schlang traurig ihre herabhängenden Hände in einander und ging schweigend zu ihrer Staffelei, auf welcher ein begonnenes Gemälde stand. Die Tante war hinausgegangen, und Esther blieb lange in tiefen, schmerzlichen Gedanken.

„O, ist das eine Welt," mußte sie tiefseufzend ausrufen, „in ihr würde ich ersticken und vergehen. Aufgeputzt mit falschem Glimmer, zu Markte geführt und ausgeboten von den eigenen Eltern — o, ist das die Blüthe der Bildung, die Frucht der Verhältnisse, in der wir leben?" Sie hielt die Hand an die Stirn und blieb in schmerzlichem Sinnen — endlich ließ sie sich nieder vor der Staffelei und ergriff den Pinsel. Sie that einige Striche und ließ die Hand wieder sinken. „Wie," sprach sie zu sich selbst, „sollte ich darum in die Welt getreten sein, um bei den ersten Schritten schon meinen Frohsinn, meinen heitern Muth zu verlieren! Nein, ich will ihn behalten,

ich will das Gold suchen unter der Spreu — es kann eine gedankenlose Menge geben, die an dem tiefen Gehalt des Lebens, an seinen hohen Schätzen, die nicht den Motten und dem Rost verfallen, bewußtlos im Rausche und in der Verblendung des Augenblicks vorübergeht, aber es muß offene Augen geben und warme Herzen. O, gütiger Himmel, führe mich, daß ich sie finde, an ihnen mich erbauen kann und erstarke."

Sie nahm eben den Pinsel wieder auf, als der Bediente die Schneiderin meldete. Diese trat auch sogleich hinter ihm herein und legte mit bescheidenem Gruße ein Paket auf den Tisch, in welchem sich ein neues elegantes Gesellschaftskleid für Esther befand. Esther erhob sich und bat das Mädchen, ihr auf ihr Zimmer zu folgen, um das Kleid gleich anzuprobiren. Sie ging ihr voran. Die Schneiderin folgte über den Corridor und trocknete dabei, von Esther unbemerkt, ein Paar vom Weinen geröthete Augen.

Im Zimmer angelangt, legte Esther schnell das Kleid ab, welches sie trug und wandte sich dem Mädchen zu, welches indeß das neue Gewand entfaltet hatte und es Esther überwarf. Es paßte vortrefflich, Esther war sehr zufrieden und sagte freundlich: „Das haben Sie sehr gut gemacht, meine Liebe." Dabei traf ihr Blick im Spiegel das Gesicht der hinter ihr stehenden Nähterin, und sie bemerkte die verweinten Augen und den traurigen Ausdruck desselben. „O, Sie haben Kummer," sagte sie theilnahmvoll sich zu

ihr wendend, und indem sie einen prüfenden Blick über die ärmliche aber saubere Kleidung des Mädchens gleiten ließ, setzte sie warm hinzu: „Wenn es Nahrungssorgen sind, oder was es auch sei, das Sie bekümmert, sagen Sie es mir, vielleicht kann ich etwas zur Linderung beitragen."

Die herzliche Theilnahme Esther's lockte einen neuen Thränenstrom aus des Mädchens Augen. Sie verbarg ihr Gesicht in dem Taschentuche und vermochte erst nicht zu reden; endlich konnte sie gefaßter erzählen, daß sie und eine jüngere Schwester mit ihrer alten kranken Mutter zusammen lebten und durch angestrengten Fleiß, in welchem sie ihre Kräfte vereinigt, es bis vor einiger Zeit möglich gemacht, die zur Arbeit unfähige Mutter und sich selbst nothdürftig zu erhalten. Jetzt aber sei ihre Schwester vor einigen Wochen heftig erkrankt, so daß sie nicht nur zum Erwerb nichts mehr beitragen könne, sondern der Pflege bedürfe, durch welche sie selbst nun auch noch vielfach im Arbeiten gehindert und also unfähig gemacht sei, so viel zu verdienen, als unter diesen Umständen erforderlich. Heut solle dazu die Miethe für diesen und einen rückständigen Monat gezahlt werden, und da sie erst kurze Zeit in diesem Quartiere wohne und der Wirth sie nicht kenne, so sei auf keine Nachsicht zu hoffen, um so mehr, als in der That keine Aussicht zur Besserung dieser traurigen Zustände vorhanden.

„Du mein Himmel," sagte Esther, mit dem ar-

men Mädchen weinend, „und das alles liegt auf Ihren jungen Schultern allein? Haben Sie keine Hülfe? Was sagt der Arzt zu dem Zustande Ihrer Schwester?"

Die Nähterin erwiderte, daß sie einen Arzt noch nicht zu Rathe gezogen, weil sie nicht die Mittel ihn zu bezahlen besäßen und Medicin meist sehr theuer sei.

„O, das ist grausam!" rief Esther aus, „das ist entsetzlich!" Und schnell das schimmernde Gesellschaftskleid abwerfend und ihre Börse aus dem Schreibtisch nehmend, machte sie sich fertig, die Nähterin zu begleiten.

„Kommen Sie," sagte sie, „ich muß sehen, was ich oder Andere hier thun können; aber weinen Sie nicht mehr, ich verspreche Ihnen jedenfalls Erleichterung, schonen Sie Ihre Kräfte, Sie armes, armes Kind."

Ach, es war noch leicht, den Sonnenschein der Hoffnung auf das junge verkümmerte Gesicht zurück zu zaubern, die Thränen versiegten, sie schaute gläubig zu Esther wie zu einem Engel des Trostes auf und folgte ihr durch die Straßen auf dem von ihr bezeichneten Wege. Unterwegs ließ Esther sich den ganzen Lebenslauf des armen Mädchens erzählen. Es war ein ergreifendes Bild von Entsagung und Ueberanstrengung, von Ergebung und Begnügen, dem seit lange nun jede erfrischende Unterbrechung fehlte. Sie näherten sich einem entlegenen, ärmlichen Stadttheile, Esther beachtete es nicht. Als sie zwischen den klei-

nen, überall die Spuren der Armuth aufweisenden Häusern dahinschritten und Malchen eben sagte, nun seien sie gleich am Ziel, rasselte eine Equipage eilig daher. Esther horchte wieder ganz hingegeben an ihren Zweck den Erzählungen des Mädchens und sah nicht was ihre Augen trafen; aber plötzlich zuckte sie zusammen, man hatte sie aus dem Wagen gegrüßt, es saß ein Herr darin — wenn sie nicht Alles täuschte, war es Gereon gewesen. Und in welcher eigenthümlichen Situation hatte er sie wieder getroffen! Jetzt sah Esther erschreckend die Gegend, in welcher sie sich befand, und es erfaßte sie eine heftige Unruhe. Endlich waren sie am Ziel, sie athmete tief auf, als sie die enge baufällige Stiege betrat, und mußte sich einen Augenblick sammeln, bevor sie wieder mit allen Gedanken bei ihrem Werke sich fühlen konnte.

Ach, es war ein erschütterndes Bild, das sich vor Esther entfaltete. Die kranke, fast stumpfe Mutter, die unter der Fülle des alltäglichen Leidens nach und nach in diesen fast lethargischen Zustand gerathen sein mochte, das jugendliche Leidensbild dort auf dem ärmlichen Lager, das in der Heftigkeit des Fiebers den Eintritt der Fremden kaum bemerkte, das kalte, unbehagliche, düstere Hinterzimmer, in welchem nur die unentbehrlichsten Möbelstücke vorhanden, das aber dennoch einen ordentlichen und reinlichen Charakter besaß — und im Hintergrunde dieser äußeren freudlosen Umrisse das Gespenst des Mangels und des Hungers — Esther that einen Griff nach ihrem Her-

zen, das einen heftigen Schmerz empfand, und überlegte die zweckmäßigste Art des Beistandes.

Vor Allem mußte ein Arzt herbeigeholt werden, um jenes junge Leben zu retten, das sichtlich in Gefahr schwebte; sodann mußte für die nöthige Pflege gesorgt und mit dem Wirthe Rücksprache wegen der Miethe genommen werden. Sie bezahlte die Arbeit, welche Malchen für sie gemacht, reichlich und fügte noch eine kleine Summe für den ersten Bedarf hinzu, damit die einzig Gesunde nicht nöthig habe, durch Arbeit sich gedrängt zu fühlen, und für die Pflege der Kranken und für sich selbst ein wenig Muße mehr habe. Die kranke Schwester wurde plötzlich sehr unruhig, Esther drang in Malchen, sofort nach einem Arzte zu gehen, und versprach noch einige Augenblicke hier zu bleiben, weil die hülflose Mutter der kranken Tochter keinen Beistand gewähren konnte. Malchen eilte, durch den Trost der theilnehmenden Hülfe gestärkt, hinaus.

Esther reichte der Kranken zu trinken, und als diese dadurch beruhigter sich zur Seite legte, setzte sie sich zur Mutter und suchte ihr Trost einzusprechen. Die alte Frau sprach wenig und schien ängstlich benommen von dem Ungewohnten, was um sie geschah. „Die armen Kinder, ja, ja, die armen Kinder!" das waren die Worte, welche sie von Zeit zu Zeit mit sorgenvollen Blicken nach der Kranken wiederholte.

„Der Arzt wird helfen und Malchen soll sich so sehr nicht mehr anstrengen dürfen," tröstete Esther;

aber es war, als verstände die Mutter den Sinn dieser Worte nicht, denn sie wiederholte, als Esther schwieg, ihr trauriges: „Die armen Kinder, ja, ja, die armen Kinder!“

Esther durfte nicht länger ausbleiben, die Tante konnte sich beunruhigen. Es wurde ihr schwer zu scheiden, ohne die Beruhigung mit sich fortnehmen zu können, daß die Kranke genesen werde, und ohne in ungehinderter Selbstständigkeit Alles thun zu können, was die Lage der armen Familie so sehr als möglich erleichtern konnte. Aber sie wollte mit der Tante sprechen und ihrem Vater schreiben, welcher ihr sicher ein Sümmchen schicken würde, das aller augenblicklichen Noth ein Ende machte. Sie suchte noch den Wirth auf, gab ihm, was ihre Börse noch enthielt, und versprach, für das Uebrige binnen Kurzem auch zu sorgen.

So fühlte sie doch den Druck ein wenig gehoben, welcher sich mit dem Blick in dieses Elend auf ihre Brust gewälzt, als sie eiligen Fußes die Straßen durchwanderte. Sie hemmte erst ihren Schritt ein wenig, als sie in bessere Stadttheile gelangte, und bestieg die erste Droschke, welche sich ihr bot, um schneller an ihr Ziel zu gelangen.

Mit der Tante besprach sie nun alle Mittel und Wege, wie hier zu helfen sei, und von der unruhigen Theilnahme an der Sorgenlast des armen jungen Nähtermädchens getrieben, bestieg sie am späten Nachmittag abermals einen Wagen, um Malchen und die

Ihrigen zu besuchen. Die Tante hatte ihr Erfrischungen für die Kranke, sowie Lebensmittel und einige Bekleidungsgegenstände für die Gesunden mitgegeben, auch einen Beitrag für Arzt und Apotheke verheißen. So fuhr sie glücklich und dankbar, die Macht zu lindern wenigstens zu besitzen, durch die Straßen und gelangte, unruhiger Erwartung voll, wie der Ausspruch des Arztes gelautet haben möge, an ihr Ziel.

Beladen mit den Gaben, welche, so gering sie auch, doch so reiche Wohlthat zu spenden berufen waren, trat sie leise ein. Mit schnellem Blick gewahrte sie die Arzneiflasche auf dem Tische, die veränderte Lage der Kranken, die verbesserte Luft in dem engen Raume und das helle Feuer im kleinen Ofen. Hier hatte eine umsichtige Hand bereits gewaltet. Dank ihr! Die Mutter nickte im alten Lehnstuhl, Malchen saß mit dem Rücken gegen die Thür und hatte den leisen Eintritt Esther's nicht bemerkt. Die Kranke schien zu schlummern. Malchen's Nadel flog eifrig hin und her in den geübten Fingern, und als Esther nun näher trat, konnte sie seitwärts das Gesicht des jungen Mädchens betrachten, welches statt der heut morgigen Thränenspuren den Glanz freudiger Erregung aufwies. Aber nun gewahrte Malchen die Eintretende und wollte sich froh überraschterheben, Esther aber winkte ihr mit einem Blick auf die Schlummernden, still zu bleiben, trug den einzigen noch übrigen Schemel des Zimmers dicht neben Malchen hin

und setzte sich zu ihr. In leisem Geflüster tauschten sie nun ihre gegenseitigen Mittheilungen, während Malchen ohne Aufenthalt emsig zu nähen fortfuhr und nur zuweilen einen sorglich aufmerksamen Blick nach der im Halbschlummer leise stöhnenden Schwester hinüberwarf.

„Seien Sie nicht gar so fleißig, armes Kind,“ sprach Esther jetzt und hielt Malchen's Hand fest, „gönnen Sie sich ein wenig Erholung, Sie dürfen das jetzt, ja Sie müssen es, sonst werden Sie selbst noch krank, und was fangen die Ihrigen dann an? Sie sind ihnen ja jetzt Alles.“

„Sie haben wohl Recht,“ entgegnete Malchen, „aber ich habe noch bestellte Arbeit, welche ich zu einer bestimmten Zeit zu liefern übernommen. Da ich nicht ungestört arbeiten konnte und die Hülfe meiner Schwester mir gebricht, bin ich arg in's Gedränge gerathen. Ich weiß aber, daß die Dame, für welche ich arbeite, abreist und gerade zur Reise der bestellten Arbeiten benöthigt ist; also sehen Sie selbst ein, mein gütiges Fräulein, daß ich fertig werden muß.“

„Ja freilich, ich sehe es ein,“ sprach Esther, die Hand des Mädchens loslassend; „aber sagen Sie mir, bis wann müssen diese noch nicht sehr weit vorgeschrittenen Gegenstände fertig sein?“

„Bis morgen Abend,“ erwiderte Malchen, die einzeln umherliegenden Zeugstücke und die Arbeit in ihren Händen etwas kleinlaut überblickend.

„Aber, mein liebes Kind, das ist ja nicht möglich!" rief Esther erstaunt aus.

„Doch, wenn ich die Nacht zu Hülfe nehme und sehr eifrig bin," entgegnete Malchen, und die Nadel flog frisch und eilfertig, die Falten des schweren Seidenstoffes bogen sich gefällig unter den gewandten Händen, es sah Alles so geschickt und sachgemäß aus — —

Esther bezwang ihre innere Bewegung, legte schnell Mantel und Hut ab, griff nach Nadel und Seidenfäden und einem Theil der Arbeit und nähte mit Malchen, so eifrig wie diese, und wenn auch ihre kleinen, sorgfältigen Stiche nicht so rasch auf einander folgten, wie die der geübten Nähterin, so ging es doch auch ihr gut von Statten, und ehe die Dunkelheit hereinbrach, lag ein zierliches Aermelpaar von ihrer Hand gefertigt auf der weißen Decke des Bettes, das in der Ecke am Fenster stand und in welchem Malchen nun in der Nacht, wenn der Zustand der Schwester es gestattete, doch schlafen konnte, besonders da Esther auch noch die Stücke des Stoffes in ihren nun geleerten Korb packte, aus welchen der Rock gefertigt werden sollte, und diesen morgen Mittag fix und fertig herzusenden versprach. Alles Widerstreben Malchen's half nichts, das Zeug wurde entführt, und glücklich wie eine Königin saß Esther Abends einsam bei ihrer Lampe in ihrem Zimmer und nähte, während Onkel und Tante eine Gesellschaft besuchten,

von welcher sie sich unter dem Vorgeben von Zahnschmerzen frei zu machen gewußt.

Sie wagte der überzärtlichen und guten Tante nicht die wahre Veranlassung ihres Zuhausebleibens zu nennen, denn sie traute nicht, daß sie sie sonst in der Unterhaltung mit fremden Gästen verrathen hätte. Sie wußte bereits, daß der auf nichts Höheres gerichtete Sinn ihrer Tante solche Kleinigkeiten lebhaft ergriff und mit Emphase einen großen Brei daraus kochte, welcher Esther sehr unschmackhaft erschien.

Die Tante war sehr thätig in vielen Vereinen und Comités wohlthätiger Anstalten und hatte auch Esther sehr bald da mit hineinzuziehen gesucht; aber diese Art der Wohlthätigkeit, so sehr Esther das Segensreiche derselben begriff, war nicht so recht nach ihrem Sinne. „Was ist das Tröpfchen," dachte sie, „das ich da, gesehen und gehört von allen Menschen, hineinwerfe in den großen Strom der Mildthätigkeit, welchen andere erfahrene Frauen zu einem guten Ziele führen auch ohne meine schwache Kraft? Wohl den Armen, Unglücklichen, daß sie wissen, wo ihnen eine kleine, vielleicht sogar regelmäßige Hülfe erwächst; meine Wonne aber wäre es, das verschämte Elend zu errathen, und ungesehen und unbemerkt hier und da eine Kummerthräne zu trocknen."

Jetzt war ihr das geboten, ein heißes Dankgefühl durchglühte ihre Seele und färbte ihre zarte Wange höher, während sie nähte und nähte und die Stunden unbemerkt an ihr vorüberrannen. Als

ihr die Uhr die Nähe der Rückkehr ihrer Tante verkündete, legte sie ungern ihre Arbeit, welche sie nun leicht am Morgen vollenden konnte, zusammen und ging zu Bett, um allen Fragen auszuweichen. O, wie war das Entschlafen so süß, da sie nun hoffen konnte, daß das arme Malchen auch ein wenig ruhen durfte.

Der Arzt hatte die kaum neunzehn Jahre alte Schwester zwar für sehr krank erklärt, doch nicht alle Hoffnung aufgegeben und von dem Trank, welchen er ihr verschrieben, Beruhigung und Kühlung des Fiebers erwartet. Diese Beruhigung war im Laufe des Tages auch bereits einigermaßen eingetreten, während Esther noch dort gewesen, und Abends spät hatte der Arzt noch einmal seinen Besuch verheißen. Er hatte es getadelt, daß man ihn so spät gerufen, da es im Beginne der Krankheit ein Leichtes gewesen sein würde, dem vehementen Fortschreiten derselben Einhalt zu thun. Ein Blick auf die karge Ausstattung des engen Raumes, in welchem drei Personen zusammen existiren mußten, belehrte ihn wohl über den Grund dieser Zögerung, denn er verschaffte ihnen ohne weitere Besprechungen über diesen Gegenstand freie Medicin und tröstete Malchen mit der zuversichtlich ausgesprochenen Hoffnung, daß sich auch jetzt noch helfen lassen werde.

Das Alles zusammen hatte das arme, zerdrückte Herz Malchen's schon gleich nach den ersten Besuchen Esther's und des Arztes, die jedes in seiner Weise

Glück und Hülfe gebracht, merklich erleichtert und die natürliche Heiterkeit des genügsamen Mädchens fast wieder zurückgerufen. So hatte sie Esther am Nachmittage schon gefaßt und muthiger gefunden, und ihr beruhigtes, dankbar gerührtes Gesicht schwebte jetzt als ein Quell der süßesten Empfindungen in Esther's Träume über.

Wie froh und frisch erhob sie sich am darauf folgenden Morgen. Es schlief noch Alles im Hause, sie wollte gern heimlich ihre Arbeit vollenden und nähte fast in Angst, daß es verrathen werden könnte. Es glückte ihr richtig, unentdeckt fertig zu werden und später, als sie zur festgesetzten Zeit in das Atelier des berühmten Malers K. fuhr, welcher ihre fernere Ausbildung übernommen, das Kleid als Contrebande in den Wagen einzuschmuggeln. Rasch fuhr sie damit zuerst zu Malchen hin und nahm die Freude mit sich auf den Weg, dort Alles im guten Geleise zu finden. Malchen erzählte ihr strahlend, der Arzt habe Schwester Anna für gerettet erklärt, sie habe eine bei Weitem bessere Nacht gehabt, und Malchen hatte also auch einen Theil der Nacht geschlafen und fühlte sich stark und frisch. Sie mußte noch schnell Esther versprechen, heut gewiß nicht mehr zu nähen, und zu diesem Zwecke hatte Esther ein gutes, erheiterndes Buch mitgebracht, bei dessen Anblick die Augen des Mädchens aufleuchteten. Es kostete Mühe, ihr das Versprechen abzugewinnen, aber Esther ruhte nicht, bis sie es erhalten, und nachdem sie noch die Hand der Mutter, welche sich ihr

zitternd entgegenstreckte, mit herzlichem Drucke genommen, beeilte sie sich das Atelier zu erreichen.

Als sie daselbst anlangte, befand sich ihr Meister und Lehrherr noch nicht an Ort und Stelle. Sie legte einstweilen ab und begab sich an ihre Staffelei, auf welcher ein fast vollendetes Gemälde der letzten Pinselstriche harrte. Es war die erste freie Composition, an welche Esther auf den Wunsch ihres Lehrers sich zagend gewagt. Er hatte sie dazu ermuthigt, weil er ihr Talent für nicht unbedeutend und ihre technische Ausbildung für genügend erklärte, ihr keine Schwierigkeiten bei dem Festhalten und Darstellen eines Bildes zu bereiten, das nur in ihrer Phantasie lebte. Lange hatte sie nach dem Gegenstande gesucht, an welchen sie sich wagen konnte, und endlich war scharf und klar jenes Bild des Meeres vor ihr aufgetaucht, wie sie es auf ihrer ersten einsamen Fahrt gesehen. Schüchtern that sie nach langem Sinnen die ersten Striche, und zu ihrer unendlichen Lust ward jeder folgende leichter und sicherer, trat mehr und mehr und immer getreuer das Bild hervor, das vor ihrem inneren Auge so klar und deutlich schwebte, als sähe sie es noch heute von dem Boote aus, das auch hier mit einer Frauengestalt und einem alten Schifferpaare nicht fehlte. Die grüngrauen Wogen bäumten sich auf unter ihrem eifrigen Pinsel, wie unter dem damaligen Ostwinde, krönten sich schäumend und tranken das sie durchleuchtende Gold der seitwärts aus dunklem Gewölk hervorbrechenden Son=

nenstrahlen. Den Vordergrund bildete ein Stück des Molo mit den an seinem Ende malerisch aufgeschichteten Steinblöcken und ein kleiner Theil des Strandes, welchen die Befestigungsgemäuer begränzen. Der Künstler hatte, als sie ihn um seinen Rath wegen der Idee, dieses Bild zu malen, fragen wollte, sie gebeten, ihn nicht wissen zu lassen, was sie entwerfen werde, auch bis zur Stunde noch keinen Blick auf das Gemälde geworfen.

Heut nun war der Tag gekommen, wo es vollendet werden und sie ihrem Meister dies verkünden und sein Urtheil hören sollte. Sie hatte ihre ganze Kraft daran gesetzt, und jeden Morgen, wenn sie vor das Bild trat, hatte es in ihr gerufen: Es ist treu! Und dabei hatte ein süßes Wohlgefühl ihre Brust erfüllt. Es war ihr, als habe sie einen Schatz in sich entdeckt, aus welchem eine Fülle des Glückes ihr entgegenquelle, als sei ihr die Macht geworden, festzuhalten, was schön und erhaben, als müßten alle ihre Gedanken und Empfindungen sich veredeln und verklären, indem sie ihnen Gestalt und Farbe gab und sie dann wie vertraute Freundesgestalten ihr verkörpert gegenüberstanden. Und dann wieder erschrak sie vor den Mängeln ihres kleinen Werkes und erröthete tief bei dem Gedanken, des Meisters Blicke darauf fallen zu sehen und sein Urtheil zu vernehmen. Langsam tauchte sie den Pinsel in die Farben, um hier und da noch einen erhöhteren Ton, ein schärferes Licht, einen tieferen Schatten hervorzubringen, und

endlich ließ sie die Hand sinken, sie wußte nichts mehr nachzuhelfen.

In tiefen Gedanken verweilte sie vor dem Gemälde, des Meisters harrend, der ungewöhnlich lange ausblieb. Nur ein Gehülfe ging ab und zu, an dessen geräuschlose Gegenwart Esther schon gewöhnt war. Als sie auch jetzt wieder Tritte hinter sich vernahm, welche nicht die ihr bekannten des Meisters waren, erweckten sie nicht ihre Aufmerksamkeit. Ruhig sinnend saß sie im Sessel zurückgelehnt, die Blicke versenkt in das Bild und die Gedanken in die Erinnerung an jenen Morgen, da sie das erste Mal die Lust einer Meerfahrt genossen und von diesen Wogen getragen worden war, deren Abbild sie hier wiederzugeben versucht.

Der Eingetretene aber war nicht der Gehülfe. Es war ein Herr, welcher, als er bemerkte, daß der, welchen er suchte, nicht anwesend war, einen Blick durch den weiten Raum des Ateliers warf und sich alsdann zum Warten anschickte. Er betrachtete einige aufgestellte fertige oder halbvollendete Bilder und ließ, als er sich jetzt wandte, einen Blick zu der Dame hinübergleiten, welche seitab in der Nähe des letzten Fensters in tiefen Gedanken vor ihrer Staffelei saß. Sie saß mit dem Rücken gegen die Richtung gewendet, in welcher der Fremde hinter ihr stand, der jetzt bei ihrem Anblick stutzte und, während seine Mienen eine gewisse Anspannung verriethen, schärfer nach ihr hinschaute. Er konnte sich nicht enthalten, leise näher zu

treten und erst sie selbst, das reiche, glanzvolle, schwarzbraune Haar, den schlanken, geschmeidigen Wuchs und die Anmuth der ganzen zarten Gestalt zu betrachten, und dann seine Blicke dem Bilde zuzuwenden, das sie, wie der Pinsel in ihrer Hand und der Malapparat um sie her bezeugte, zu beendigen im Begriff zu sein schien. Mühsam hielt er einen Ausruf der Ueberraschung zurück, als seine Augen das Bild getroffen. Sie sogen sich mit Spannung daran fest, und endlich erhellte der Glanz eines Lächelns die geistvollen Züge des kräftig schönen Mannes. Er faßte wie in tiefen Gedanken an seine Stirn, schaute noch einmal die Sinnende forschend an und machte jetzt ein Geräusch, indem er einen Sessel anstieß und sich leise räusperte.

Jetzt erwachte Esther und wendete den schlanken Hals nach dem Urheber dieser Störung, der ruhig in ihrer Nähe stand und ihren fragenden Blick mit einer Verbeugung erwiderte. Erschrocken wandte sie sich, nach flüchtigem Dankesgruße, dem Gemälde wieder zu und verbarg so die Purpurgluth, welche ihre Wangen überfluthete. War dieser Herr Gereon denn überall auf ihren Wegen zu finden? Und Himmel! wie er da unbefangen stand und ihr Gemälde betrachtete, als habe er ein Recht dazu, dieses Bild, auf welchem außer ihrem eigenen Auge noch kein anderes, nicht einmal das ihres Lehrers geruht. O, sie hätte es nehmen und umkehren mögen und hinauslaufen, um aus dieser Situation erlöst zu sein. Allein mit

ihm, der sie schon einmal erschreckt und beunruhigt hatte! Der Gehülfe war zwar wieder eingetreten und schaffte unter den Farben und Geräthen, aber was konnte der ihr helfen? Wo blieb, o wo blieb der Maler, daß er sie befreie aus dem Banne dieses Zusammentreffens! Aufzustehen und fortzugehen war eben so schwer als still zu verweilen; noch einen Augenblick wollte sie das letztere ertragen, wenn dann der Meister nicht erschien, mußte sie fort — ach, vielleicht auf immer, da die schöne Ruhe und Sicherheit dieses Aufenthaltes ihr nun gestört schien.

„Mit welcher Treue und Kunstfertigkeit haben Sie, mein Fräulein, jene Stunde wiederzugeben gewußt, in welcher ich das Glück hatte, Ihren Muth auf dem bewegten Meere zu bewundern," ließ sich jetzt die Stimme Gereon's vernehmen.

Esther schwieg einige Augenblicke auf diese Anrede, dann sagte sie mit leisen, tiefen Tönen, die seltsam ernst klangen: „Schweigen wir, ich bitte, von diesem Bilde; es ist ein schüchterner Versuch, auf den Wunsch meines Lehrers gewagt. Da ich, je mehr ich unter seiner Leitung mit der schönen Kunst des Malens mich beschäftige, je größeres Wohlgefallen daran empfinde, so ist eben der gegenwärtige Augenblick, in welchem ich sein Urtheil über meine erste frei entworfene Arbeit erwarte, ein ernst bewegter für mich." Sie hatte sich bei diesen Worten nicht nach ihm umgewendet und schwieg jetzt, als halte sie das

Gespräch für beendet. Auch Gereon verhielt sich schweigend.

„Wo K. nur bleiben mag?“ rief Esther, beklemmt von seiner Nähe, nach einigen in stummem Harren verbrachten Augenblicken aus und erhob sich. Sie beschloß nach Hause zu gehen und wollte eben Mantel und Hut ergreifen, als ihr noch einfiel, sie wolle sich darüber Klarheit zu verschaffen suchen, was Gereon hierher geführt, um zu errathen, ob eine Begegnung mit ihm an diesem Orte öfter zu besorgen sei. Deshalb zögerte sie noch und sann auf eine Anrede. Als ob er in ihren unruhig sinnenden Mienen gelesen habe, nahm er das Wort: „Es schmerzt mich aufrichtig, störend in die Empfindungen dieses Augenblicks eingegriffen zu haben. Mein Unstern ließ mich den Wünschen einer alten Dame entgegenkommen, einige Erkundigungen bei dem Besitzer dieses Ateliers wegen eines beabsichtigten Kaufes eines Gemäldes einzuziehen. Mein Fuß betrat diesen Raum soeben zum ersten Male und dürfte ihn kaum jemals wieder betreten.“

Sie war ihm dankbar für die zartsinnige Antwort, er las es auf ihrem leicht beweglichen Gesicht, das sich ihm einen Augenblick zugewendet hatte.

„Ich war gewohnt, mit meinem Lehrer allein zu sein,“ sagte sie leicht verwirrt, und die Worte wären hart gewesen, hätte der Ton, mit welchem sie gesprochen wurden, nicht wie eine sanfte Entschuldigung geklungen. Sie schienen ihn auch ganz und gar nicht zu verletzen, denn er setzte ruhig ernst hinzu:

„Und sorgen Sie ja dafür, mein Fräulein, auch fernerhin recht viel und oft an dieser Stelle ungestört arbeiten zu können, die Früchte sind, wie dieses Bild beweist, gar schön. Der Mund des Meisters, der da eben eintritt, wird es Ihnen bald verkünden.“ Gereon verneigte sich und trat rasch dem eilig hereintretenden K. entgegen, brachte sein Anliegen an und empfahl sich nach kurzem Gespräch sogleich.

Esther stand indeß klopfenden Herzens neben ihrem vollendeten Bilde und wagte nicht, den Meister zu rufen. O, wenn er es verwarf und alle ihre Hoffnungen, die sie während der freudenreichen Arbeit so berauschend umweht hatten, zu Boden sanken! Sie fühlte sich wesentlich erleichtert, daß Gereon fort, als der Maler nun grüßend herantrat.

„Guten Morgen, mein Fräulein,“ sprach er, sich nähernd, und setzte, indem er ihre Haltung in's Auge faßte, lebhafter hinzu: „Ah, ich glaube, Sie haben mir etwas zu sagen; habe ich Recht?“

Sie neigte leise bejahend das Haupt und hing gespannt an seinen Mienen, als er nun vor dem Bilde stand und es betrachtete.

„Ei,“ sprach er, indem seine prüfenden Blicke darauf ruhten, „ich habe mich also nicht getäuscht und freue mich, Sie zu dem Versuche ermuntert zu haben. Es ist eine anerkennenswerthe Wahrheit in Ihrer Darstellung, die geistige Auffassung ist klar und lebendig, die Behandlung leicht und von überraschender Sicherheit, das Colorit warm ohne Uebertreibung.

Sie haben mit Verständniß und Liebe gearbeitet, unterstützt von Ihrem nicht unbedeutenden Talent, das bei fortgesetztem Streben glücklich ausgebaut werden kann."

Er schwieg einige Augenblicke nachdenklich, dann wandte er sich zu Esther, in deren leuchtenden Augen die Freudenthränen perlten. Sie sprach kein Wort; aber ihre vor Erwartung bleich gewesenen Wangen erglühten zu rothen Rosen, und das glückliche Lächeln ihres Mundes sowie der feuchte Schmelz ihres ausdrucksvollen Auges gossen einen wunderbaren Liebreiz über ihre ganze Erscheinung aus. Der Maler schien das zu bemerken, sein Blick ruhte einen Augenblick unwiderstehlich angezogen und scharf auf ihr, dann wendete er sich ab und sagte auf und nieder schreitend:

„Ich erkenne an dem, was Sie hier geleistet, den Weg, auf welchem Sie ganze mühselige Strecken des herkömmlichen Ausbildungsganges in kecken Sätzen überspringen werden." Er legte das Kinn in die Hand und wanderte einige Male in tief nachdenklichem Schweigen auf und nieder. „Begabte Frauen gehen ihre eigenen Wege," fuhr er endlich wie zu sich selbst sprechend fort, „man darf sie durchaus nicht unerbittlich streng an die Methode ketten, so nothwendig andererseits gerade ihnen eine gediegene Richtschnur ist. — Hm, halten Sie, mein Fräulein, sich an die Werke classischer Meister und gestatten Sie sich zuweilen ein Werk von eigener Composition,

wenn gerade ein Gegenstand Sie reizt, in Ihnen nach Ausdruck ringt." Er setzte wieder schweigend seine Wanderung fort, bis ihn ein plötzlicher Gedanke vor Esther stillstehen hieß.

„Ich will Ihnen eine Aufgabe stellen, an welcher Sie sich jetzt versuchen mögen," nahm er das Wort wieder auf, indem er mit erneuter, wohlgefälliger Ueberraschung den schönen, seelenvollen Ausdruck des reizenden, so innerlichst bewegten Mädchens bewunderte. „Esther heißen Sie — ich habe hier ein Bild Ihrer Namensschwester, der unvergleichlich schönen Jüdin, der Gemahlin des Königs der Perser und Medier, Ahasverus, welche Gnade von ihm erfleht für ihr Volk, das der schändliche Haman seinem beleidigten Ehrgeize zu opfern im Begriffe steht und welchem sie heimlich angehört. Strazzi hat diese Scene meisterhaft erfaßt und dargestellt. Copiren Sie das Bild, aber malen Sie die Gestalt dieser Esther frei aus sich heraus, wie sie Ihnen nach sorgfältigem Studium ihres Charakters entgegentreten wird." Er hatte dabei das Bild herbeigeholt und stellte es vor Esther zur Schau aus. Einige Zeit betrachtete sie es schweigend, dann sagte sie, sie wolle es gern versuchen und sich darauf vorbereiten. Er sprach noch Mehreres über die Landschaft, welche sie vollendet hatte, und sie schilderte ihm im Gespräch darüber, wie ihr Muth im Schaffen gewachsen und wie so natürlich und aus sich selbst heraus Eins aus dem Andern gefolgt, bis das Ganze die vor-

liegende Gestalt angenommen habe, an welcher sie selbst nun nichts mehr zu ändern vermöge. Er nickte beifällig und sagte, er hoffe, daß bei so ernstem Streben, wie das ihre sei, die Gränzen ihrer Künstlerschaft sich rasch erweitern müßten, wozu beitragen zu können ihm ein lebhaftes Vergnügen gewähre. Esther gestand ihm noch, wie unsäglich glücklich sie sein Ausspruch mache und wie mit erneuter Lust und frischerem Muthe sie von jetzt an streben werde, und dann schied sie für heute, um die nöthigen Vorkehrungen für ihre neue Arbeit zu treffen.

Zu Hause angekommen, freute sie sich fast, die Tante ausgegangen zu finden. Es drängte sie, mit ihrem überströmenden Herzen allein zu sein, oder das heiße, klopfende in ein anderes zu ergießen, welches eines volleren Verständnisses fähig war, als das der guten Tante. So setzte sie sich, nachdem sie lange lebhaft auf und nieder geschritten und von Zeit zu Zeit sinnend stehen geblieben, an den Schreibtisch, um ihrer Mutter zu schreiben. Sie mußte ja bitten um Geld für die Familie Malchen's, sie mußte dem Vater die freudige Botschaft bringen von dem Ausspruche des Meisters K., welchen er so hoch verehrte, und sie mußte ihr glücküberfülltes Herz erleichtern in diesem Ergusse, welcher, wie sie ja wußte, seinen Wiederhall in den Herzen der geliebten Eltern fand. Als die Tante nach Hause kam und man zu Tische ging, hatten sich die Wogen ihres Gefühls schon mehr gelegt, und sie konnte Theil nehmen an der

Unterhaltung und sich freuen über einen Brief Ernst's, welcher eingegangen und aus welchem die Tante einstweilen einzelne Mittheilungen machte, bis sie nach aufgehobener Tafel Esther den ganzen Brief zum Lesen übergab, als Unterhaltung, während sie selbst und der Onkel ihr Mittagsschläfchen halten wollten.

Es waren seit jenen Tagen des Zusammenseins in Colberg vier Wochen verflossen, in denen Esther sich tagtäglich über das herrlichste, klarste Herbstwetter in Ernst's Seele hinein gefreut. Er hatte schon einige Male ganz entzückt von seinen Genüssen, welche ihm unter diesen Umständen in der wunderreichen Welt der Alpen geworden, geschrieben. Er hatte eine schöne Art, in großen Zügen lebhafte Bilder zu entwerfen, die seine Briefe höchst interessant erscheinen ließen; auch enthielten sie manches warme, herzliche Wort für seine Eltern und die „Schwestern", unter welchen er Else und Esther verstanden wissen wollte. Er hatte sie Beide um Briefe gebeten und Esther seinen Wunsch schon einige Male erfüllt, indem sie heitere, kleine Genrebilder aus dem Leben im elterlichen Hause ihm entwarf, durch welche, wie ein zur Tiefe ihres eigenen Wesens leitender Ariadnefaden, ein halbverhüllter Ernst sich schlang, der das fröhliche Tändeln auf der Oberfläche um so lieblicher erscheinen ließ.

Er war die Antwort auf diese kleinen, flüchtig hingeworfenen Zuschriften niemals schuldig geblieben, und auch heute fanden sich einige Worte der Erwide-

rung an Esther in seinem Briefe, welcher diesmal einen veränderten Charakter trug; denn während er bisher ausschließlich von der Bergwelt und ihren bezaubernden Reizen gesprochen und mit Menschen wenig in Berührung gekommen war, da der Strom der Reisenden, dem Kalender gehorchend, sich bereits verlaufen hatte, so brachte sein heutiger Brief die Kunde, daß er des endlich eingetretenen schlechten Wetters wegen sich vorläufig nach Genf begeben habe, und erwähnte mit Ausführlichkeit eines Ehepaares, in dessen Gesellschaft er sich gegenwärtig befände, und das er vielleicht für den Rest seines Urlaubs nach Nizza begleiten werde, woselbst es den Winter zu verleben gedenke.

Aus seinen Schilderungen trat mehr die Frau hervor als der Mann, von welchem nur gesagt ward, er sei ein deutscher Gelehrter, habe durch einen Sturz mit seinem Pferde eine Verletzung der Brust erlitten und wolle nun nach seiner Wiederherstellung diese durch das Einathmen der milden Lüfte Nizzas im Laufe dieses Winters gründlich befestigen.

Es waren wohlhabende Leute, die mit Comfort reisten. Die Frau war heiter und lebendig, wollte Alles sehen und genießen, was die fremden Umgebungen boten, und da die Rücksicht auf die Gesundheit des Mannes diesen oftmals hinderte, ihr Begleiter zu sein, so hatte Ernst sich gewöhnt, diese Rolle zu übernehmen, wofür ihm der Gemahl der heitern Dame von Herzen dankbar war.

„Mir ist, so lange ich lebe, noch keine Frau vorgekommen," fuhr Ernst in seinem Briefe fort, „welche bei nahezu dreißig Jahren so jugendlich frisch und kindlich froh dem Augenblicke sich hinzugeben verstünde, wie diese. Wir lachen und scherzen auf unseren gemeinschaftlichen Wanderungen wie zwei Kinder, die ein neues, reizendes Spiel begonnen, in welches sie sich so ganz versenken, als ob sie weder eine Vergangenheit, noch eine Zukunft hätten. Erst mit der Rückkehr zu dem Gatten, welcher seine reizende Libelle zärtlichst liebt, betreten wir wieder den festen Boden der Wirklichkeit und der gegebenen Verhältnisse. Wir wohnen in ein und derselben Pension und sehen uns also bei jeder Mahlzeit. Ist das Wetter gut, so werden Ausflüge gemacht, ist es schlecht, so vertreiben wir uns durch Unterhaltung oder Lesen die Zeit gut genug. Reinhold, der Mann der Frau, vertieft sich dann leicht in seine Studien und freut sich, wenn seine Charlotte Gesellschaft findet, die sie unterhält und zerstreut. Die Gesellschaft im Hause ist nun aber nicht von der Art, daß der springende, fröhliche Sinn Charlottens seine Befriedigung in ihr finden könnte, so daß sie tausendmal versichert, ich sei ihre einzige Rettung hier. Der Mann neckt mich mit der Eroberung, welche ich an seiner Frau gemacht, und scheint selbst einiges Wohlgefallen an dem Verkehr mit mir zu finden. Oefters verwickelt er mich in ernste und wissenschaftliche Gespräche, in denen er einen reichen Geist und große Wissensschätze enthüllt.

Er ist dann sehr interessant, und zuweilen wünsche ich in solchen Fällen, Charlotte möge nicht so rasch mit ihrem diätetischen Interdict bei der Hand sein; aber sie befürchtet einen schädlichen Einfluß auf seine Gesundheit von zu lebhaft angeregten Gesprächen und kann uns nicht eine halbe Stunde lang ein interessantes Thema verfolgen lassen, ohne ihre leuchtenden Scherzraketen dazwischen zu werfen, die uns überraschen und blenden, bis wir den fraglichen Gegenstand aus dem Gesicht verloren haben und sie Meisterin der Unterhaltung bleibt."

Als Esther den Brief zu Ende gelesen, stützte sie den Kopf auf die Hand und blieb in tiefem Sinnen. Es war etwas in dem Tone dieses Schreibens und der geschilderten Verhältnisse, das sie beklemmte. Ihr Vetter kam ihr fremd vor, sie verlor gewissermaßen den inneren Zusammenhang mit ihm. Sie raffte sich endlich gewaltsam auf und nahm eine Arbeit vor. Im stillen Nähen arbeiteten ihre Gedanken weiter fort. Was hatte sie heute doch schon Alles erlebt und in sich durchzumachen gehabt! Ganz einfach ging sie den gewohnten Weg, und auf Schritt und Tritt begegneten ihr die wichtigsten, herzbewegendsten Dinge. Es war ihr, als säße sie einsam an einem tiefen, schillernden See, darinnen alles Glück und Leid der Menschen verborgen lag; er würde von einzelnen leuchtenden Blitzen erhellt bis zum Grunde, sie sähe in ihrem Lichte die Klüfte und schimmernden Paläste, die blumigen Thäler und öden Steppen,

in denen die Seelen der Menschen wallten und weilten, jubelnd und zagend, selig und vernichtet. Sie hätte ihre Hände erschreckt ausstrecken mögen und warnend rufen: nicht hierhin, kehret um, dort wartet der Tod und das Verderben, folget mir dahin, wo der süße Friede winkend steht, wo die Blumen duften am klaren Bach, wo das schützende Dach sich wölbt, wo die Gestirne des Himmels den ebenen Pfad erhellen! Aber es schien ihr, als risse Alle ein unwiderstehliches Verhängniß nach den dunklen Klüften und Abgründen hin, nur Wenige wandelten im Sonnenlicht, still und mit seligen Zügen aufwärts schauend. Die freundlichen Wiesen waren nur karg bevölkert, da, wo es dunkelte, drängte sich der Strom, Einige kehrten zurück wie erschreckt — — — —

„Wer bin ich?" rief sie plötzlich auffahrend aus und ließ die Arbeit zu Boden fallen. „Ach, ein junges Mädchen nur, das träumt und zagt und vor der ersten Berührung mit der Welt erschrickt, und doch das Leben heißer liebt, je mehr von seinen Gefahren es ihr enthüllt. Mutter, wußtest Du, was Du thatest, als Du mich aus dem stillen Eden eurer schützenden Liebe hinaussandtest, mit der Gabe zu sehen in diese Welt voll sich befehdender Widersprüche und Disharmonien!? Ich weiß nicht, ob ich bleibe, oder zurückfliehe in meine schöne, friedliche Zurückgezogenheit mit euch, wo ich lernte, wie Eins für das Andere in Liebe lebt. — Und doch — es ist mir, wie damals auf hochgehender See, mit den stei-

genden Wogen wächst mein Muth, ich kann nicht schwachherzig zurücktreten. — Es wäre ja auch derselbe Friede nicht mehr — nachdem ich Leoni's Schicksal geschaut, auf jener Hochzeit getanzt, die der berechnende Eigennutz mit der vertrauenden Liebe gefeiert, nachdem ich Vater und Sohn einander innerlichst entfremdet gesehen, das Streben der Jugend auf äußere Güter gerichtet und die Armuth verlassen und vergessen in Mitten des glänzenden Treibens großstädtischen Uebermuthes, — nein, so kann ich nicht heimkehren! Ich werde ihn suchen, den versöhnenden Laut, mein Herz sagt mir, daß ich ihn finden muß."

Es war allerdings richtig: der Tante würde das eigentliche Verständniß für diese Seelenzustände Esther's gefehlt haben, wenn diese den Versuch gemacht hätte, sie ihr mittheilen und besprechen zu wollen. Esther's scharfer Blick hatte das klar erkannt.

Es lag jedoch andererseits etwas wohlthätig Beruhigendes in dem warmen, liebevollen Wesen der guten Frau, so daß Esther sie herzlich liebte und ein heiteres Behagen in ihrer Nähe empfand. Die Stunden, welche sie ausschließlich in ihrer Gesellschaft verbrachte, waren ihr wie sanfte Ausruhepunkte, die zwischen die angestrengtere Zeit der geistigen Thätigkeit hineinfallen müssen wie süßer Schlaf, in dem die angespannten Nerven ruhen und sich kräftigen zu neuem Tagewerk. Mit dem Onkel wußte sie weniger

anzufangen. Sein gleichmäßig freundlich artiges Wesen, die sanfte Ironie, mit welcher er gewisse Aeußerungen Esther's, welche über den Strickstrumpf, Tapisserie und Toilette hinausgingen, abwehrte, und die kühle Unnahbarkeit seines ganzen Wesens boten ihr keinerlei Anhaltspunkte zu einem innigeren Verhältnisse dar, das ihr sonst natürlich gewesen wäre. Meist begnügte sie sich nun mit der gleichen artigen Freundlichkeit, und nur hier und da einmal brach der Schalk hindurch, und sie bemühte sich, den glatten, lächelnden Onkel mit einigen ganz unvermutheten Aeußerungen derartig zu überraschen, daß selbst auf seinen unveränderlichen Mienen ein leichtes Erstaunen sich malte, welches ihr zum stillen Vergnügen gereichte.

Heute ließ sie sich gern von dem heitern Gleichmuth dieser Umgebung beschwichtigen und blieb still beschäftigt zu Hause. Die Tante plauderte dies und das, es kam auch ein kurzer Besuch, dazwischen wurde gelesen — kurz, der Abend kam auch auf diese Weise rasch heran. Als aber Esther ihr Zimmer aufgesucht hatte, um schlafen zu gehen, da regten sich die ernsten Gedanken wieder lebhafter, sie saß lange versunken am Fenster und schaute zu dem funkelnden Sternenhimmel empor, bis sie sich plötzlich erhob und die Feder ergriff.

„Wenn wir das geschwisterliche Verhältniß, welches wir, lieber Ernst, zusammen eingegangen, festhalten wollen," schrieb sie, „so darf ich mich heute nicht zur

Ruhe begeben, ohne noch einige Worte zu Dir geredet zu haben. Dein lieber Brief paßte vortrefflich in die reiche Mischung von Ernst und Lust, welche der heutige Tag mir von den verschiedensten Seiten nahe gebracht, und bei Deinen freundlichen Grüßen für mich erwachte das Verlangen in mir, Du möchtest hier sein und mit Deiner ruhigen, klaren Weise meine oft gar unruhigen Gedanken und Empfindungen eindämmen helfen, daß sie nicht wogend überfluthen und sich auf ungebahnten Wegen verlaufen, ohne Zweck und Ziel. Vor diesem letzteren habe ich nämlich einen Widerwillen, um so mehr, als ich einem Geschlechte angehöre, welchem man gerade dies zum Vorwurf macht. Ob mit Recht, oder Unrecht? das wage ich nicht zu entscheiden; genug, ich habe für mein Theil die Nothwendigkeit erkannt, einer festen Richtschnur zu folgen, um mit dem mir verliehenen Pfunde so viel als möglich wuchern zu können. Da ich erst, was man so nennt, in's Leben getreten bin, will mich zuweilen der Blick in die „Welt" verwirren und beklemmen, ich sehe Vieles, das mir das Herz beschwert, meine Gedanken beunruhigt, mich lebhaft beschäftigt. Du bist vertraut mit diesen mir neuen Zuständen, bist älter als ich und hast Deinen schönen, festen, männlichen Sinn, Du würdest mir ein brüderlicher Rathgeber sein, und ich würde in Gesprächen mit Dir mich rasch finden und klare Blicke thun, da wo ich erschrocken oder zweifelnd stehe. Es hat mir nämlich so Vieles, was ich in der Gesellschaft und

dem Leben um mich her bemerke, in einem so hohen Grade den Anschein oberflächlichen Leichtsinns oder gar herzloser Selbstsucht, daß ich fast annehmen möchte, ich sei vor Anderen mit der unglücklichen Gabe ausgerüstet, die Unliebenswürdigkeiten meiner Mitmenschen schärfer herauszufinden, als ihre Tugenden und edlen Eigenschaften. Wenn ich aber andererseits die freudige Erhebung bedenke, welche mich da erfüllt, wo ich bewundern und verehren darf, dann muß ich mich freisprechen von liebloser Tadelsucht und fühle mich fremd gegenüber einem Treiben, das ich, trotz lebhaftestem Interesse daran, nicht verstehen kann. Wohl Dir, daß Du Dich für einige Zeit daraus retten konntest und ausruhen bei den Wunderwerken der erhabenen Natur! Wie mich's bei Deinen köstlichen Schilderungen in Deine Berge lockte, die ich nur vom Hörensagen erst kenne! weit mehr noch als an den schönen See, an dessen Ufern Du jetzt weilst und in traulichem Kreise ruhst. Der Mann rührt mich, nach Deiner Beschreibung, und es freut mich, daß er in Dir einen Freund gefunden. In dem aber, was Du über Charlotte, die „reizende Libelle,“ sagst, klingt mir etwas entgegen, was mir nicht ganz harmonisch erscheint. Ist das anmuthige „Gaukeln“ bei „nahezu dreißig Jahren“ gestützt auf inneren Ernst und Gediegenheit? Dann hast Du dies in das gehörige Licht zu setzen vergessen und mußt es nachholen. Hast Du nur diese reizende Außenseite zu bemerken bis jetzt Gelegenheit gehabt, so bitte ich

Dich, forsche nach ihrer Tiefe und sage darüber ein Wort zu mir. Ich wundere mich über mich selbst, daß ich nicht blindlings annehme, die Frau, welche Dich für sich einnimmt, müsse unter allen Umständen einen gediegenen Werth besitzen, und frage mich, wie ich zu solchen Scrupeln komme? Ich will mich nicht allzu sehr in dieses Capitel vertiefen, Du wirst mich bald des Richtigen belehren, nicht wahr? Nun sieh', wie schön es wäre, wenn wir gleich jetzt ein Stündchen plaudern könnten von dem, was uns beschäftigt und was sich brieflich so wenig erschöpfend erledigen läßt. Ich freue mich doch recht herzlich auf das Christfest, das Dich und Else mit Mann und Kind bringen soll, auf deren Bekanntschaft ich sehr begierig bin. Deine gute, beste Mutter beginnt schon vorzusorgen, wir schneiden zu und nähen drauf los, und das erste Püppchen für's erste Enkelchen ist auch schon gekauft. Ich will ihm eine Berner Tracht anziehen, daß Dich's schweizerisch anheimeln soll, wenn Du es erblickst.

Ach, wenn Du wüßtest, was mir heute für ein großes Glück geworden ist! Mein Meister in der Malerkunst hat mir eine große Aufgabe gestellt und glaubt, ich sei ihr gewachsen! Da ist mir, als hätt' sich ein Thor weit aufgethan, dahinter die edelsten Schätze liegen im reichsten Glanze, und ich stünde noch selig berauscht und schüchtern zögernd auf der Schwelle." — —

Esther hatte sich wirklich ruhiger geschrieben, und müde geworden von den Erlebnissen des Tages, sank sie, sobald sie sich zur Ruhe begeben hatte, in einen tiefen und gesunden Schlaf.

4.

Die nächste Zeit gehörte Esther's Streben und Denken vornehmlich dem Gemälde an, das sie begann. Es war ihr, als lebe sie doppelt und dreifach, während sie malte, und alle Zwischenzeit sei nur zur nothwendigen Erholung da. In der Gesellschaft war es still geworden, die Adventszeit hatte begonnen. Nähere, vertraute Bekanntschaften hatte Esther nicht geschlossen, Einladungen kamen jetzt selten, und so konnte sie sehr fleißig in ihren Uebungen und Studien sein. An dem Schicksale Malchen's und der Ihrigen nahm sie fortgesetzt Antheil. Bald waren ihr die Mittel zugeflossen, alle augenblicklichen Sorgen der Familie zu tilgen, unter ärztlicher Pflege genas die jüngere Schwester wieder, der oft wiederholte melancholische Ausruf der Mutter: „Die armen Kinder!" war verstummt. Als Malchen eines Tages mit der Nachricht zu Esther kam, der Arzt habe Schwester Anna für gesund erklärt, und schüchtern einen zierlich gesteppten kleinen Kragen hervorzog, welchen die

beiden dankbaren Mädchen in ihren Mußestunden für sie gearbeitet, da meinte Esther, dieser Tag müsse durchaus gefeiert werden, und sie käme Abends, um dazu zu helfen.

So fuhr sie in der That am Abend in der Begleitung des Bedienten abermals zu ihren Schützlingen, hatte Thee und Kuchen mitgenommen und schickte den Wagen und den Diener mit der Weisung zurück, in zwei Stunden wiederzukehren. Sie nahm selbst die Pakete auf den Arm und stieg die bekannten Stiegen hinauf. Ein freudiges „Herein" und ein rasches Oeffnen antwortete ihrem Klopfen. Rasch und fröhlich trat sie ein, ihre Wangen waren lebhaft geröthet von der Fahrt in der kalten Luft, ihre Augen strahlten.

„Guten Abend," sagte sie mit dem seelenvollen Klange ihres melodischen Organs, „da bin ich noch einmal, das Genesungsfest muß ich feiern helfen. Nicht wahr, liebe Frau, Sie erlauben es? Ich mußte ja auch Annchen noch danken für die allerliebste Arbeit, mit welcher die guten Mädchen mich beschenkt. Da sehen Sie, wie mir der hübsche Kragen steht; er muß auch heut mit dabei sein. Und hier," fuhr sie fort, während Malchen ihr Hut und Mantel abnahm, „ist Kuchen und Thee; macht doch ein bischen Feuer an, Kinder, und laßt uns Thee trinken, dabei plaudert sich's so traul —"

Sie verstummte auf einmal in unbeschreiblicher Ueberraschung, denn aus der Ecke hinter ihr trat noch

eine, bei ihrem Eintritt von der geöffneten Thür verdeckt gewesene Gestalt in das Licht der auf dem Tisch stehenden kleinen Lampe heraus, und diese Gestalt war die eines Mannes, und dieser Mann war Gereon, der berufen schien, Esther in allen den Momenten gegenüberzutreten, wo sie es am wenigsten erwarten und wünschen konnte. Einem unwillkürlichen Triebe folgend, trat sie, nachdem sie seine ehrfurchtsvolle Begrüßung gemessen und schweigend erwidert, zu der Matrone hin.

Wie kam er hierher? Was hatte er hier zu thun? Blitzartig durchzuckte sie diese Frage, es klopfte in ihren Schläfen davon, sie fühlte sich angstvoll beklommen und bereute bitter den Schritt, welcher sie hierher geführt. Aber das Räthsel löste sich ohne ihr Zuthun.

„Ich habe nun nichts weiter mehr zu verordnen," sprach Gereon, indem er sich zu Anna wendete, „als daß ich Sie erinnere, noch einige Zeit nur mäßig zu arbeiten, damit Sie wieder in den vollen Besitz Ihrer Kräfte gelangen. Unter den Flügeln Ihres Schutzengels werden Sie das um so eher dürfen."

Sein Blick war bei diesen Worten zu Esther hinübergewandert, in deren Zügen ein eigenes Leben begonnen hatte. Die Bestürzung, ihn so ganz unvermuthet hier zu finden, die Entdeckung, daß er der Arzt, von dessen Lobe die Lippen der Familie, die seinen Namen nicht hatte behalten können, stets in begeisterter Dankbarkeit überflossen, die Beschämung,

gerade von ihm auf diesem vor aller Welt geheim gehaltenen Samariterthum betroffen zu werden, das die Mädchen verrathen zu haben schienen — das alles zusammen kämpfte wallend auf diesem halb kindlich schüchternen, halb edel stolzen Angesicht, die Röthe wich und kehrte zurück, die halbgesenkten Lider vermochten nicht den Glanz des sprechenden Auges zu verhüllen, das sich an den Boden geheftet hatte und eben aufging, als er sich zu ihr wendete, wie die Sonne, leuchtend und spähend in alle Gründe.

Einige Augenblicke ließ sie den Blick ernst forschend auf ihm ruhen, den er ruhig aushielt. Es mußte etwas beruhigend auf sie einwirken, sie hatte sich so weit gefaßt, daß sie freundlich zu sagen vermochte: „Also Ihrer Pflege haben wir die rasche Genesung unserer Kranken zu danken? Ich wußte nicht, daß Sie Arzt sind.“

„Es ist eine Grille von mir, den „Doctor“ zu verschweigen, wenn ich mich einer Dame vorstellen lasse,“ sagte Gereon, „und da mein Name noch ziemlich unbekannt ist, so hat dies auch weiter keine Schwierigkeiten.“

Zum ersten Male schaute Esther nach diesen Worten den Sprecher mit vollem freien Interesse an und bemerkte, wie er allerdings noch sehr jugendlich erschien. Sie sah, daß er edle, offene Züge hatte, ein ruhig ernstes, kluges Auge und eine stattliche, schöne Gestalt. Er stand nun schweigend mit dem Hute in der Hand, zum Gehen gerüstet und doch

zögernd. „Ich habe hier nichts weiter zu thun," nahm er nochmals das Wort, und der Ton seiner Stimme hatte einen resignirten Klang, „ich komme also nicht wieder und wünsche von Herzen, daß Ihr mich niemals mehr nöthig habt."

Damit reichte er der Mutter die Hand und wollte gehen, diese aber hielt ihn fest und sagte zu Malchen hin, welche vor dem Ofen kniete und ein Töpfchen mit Wasser in die bereits hell lodernde Gluth schob, während Anna ein weißes Tuch über den Tisch deckte und Tassen darauf stellte: „Spute Dich, Malchen, der Herr Doctor muß auch eine Tasse Thee mit uns trinken, er gehört mit zur Genesungsfeier, nicht wahr, Fräulein?"

Diese mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Beredsamkeit vorgebrachte Rede der alten Frau hatte einen so dringlich bittenden Charakter, sie hielt die Hand des Doctors so fest, daß er unwillkürlich zu Esther hinüberschaute, als erwarte er von ihr die Entscheidung, ob er zu gehen habe oder zu bleiben. So peinlich Esther der Gedanke eines längeren Zusammenseins mit ihm aber auch war, so fühlte sie doch die Nothwendigkeit, sich seinem Verweilen nicht entgegenzustellen, und hoffte auf seinen, bei dem Zusammentreffen in dem Atelier und auch heut bis jetzt bewiesenen Tact, der ihn gewiß nicht allzu lange würde bleiben heißen.

„Natürlich gehört vor Allen der Arzt zu einem Genesungsfest," sagte sie daher zur Matrone gewen=

det, welche nun, als ob sie seines Bleibens jetzt sicher, seine Hand freigab und die Mädchen wieder zur Eile anspornte, da Aerzte nicht viel Zeit übrig hätten.

Anna brachte ihm einen Stuhl und nahm ihm Hut und Stock ab. Er ließ es geschehen und schien doch noch unschlüssig; endlich aber ließ er sich nieder und sagte, eine Tasse Thee werde ihm trefflich munden, er habe seit Mittag noch nicht Zeit gehabt, etwas zu genießen.

„Sie haben also wohl sehr viel zu thun?" fragte Malchen, indeß sie die Theekanne herbeibrachte und einzuschenken begann.

Er bejahte und setzte hinzu: „Welcher Arzt, der mit Eifer seinem Berufe lebt, hätte das nicht? Noch dazu, wenn er Armenarzt ist wie ich und an Hospitälern beschäftigt. Dazu eine beginnende größere Praxis und die nie abreißenden Studien — da möchte der Tag sechzig Stunden haben, er würde dennoch arbeitserfüllt sein vom Auf- zum Niedergange."

Esther, welche im Schatten der Lampe hinter der alten Frau Platz genommen, betrachtete Gereon während er sprach, und wunderte sich, daß er ihr vorhin so jung erschienen. Es lag ein so tiefer Ernst auf seinen Zügen und auf der denkenden Stirn, wie er da im matten Scheine der kleinen Lampe am Tische saß und sich über die Tasse neigte, als sei seine Aufmerksamkeit tief auf dem Grunde des goldbraunen Trankes gefesselt. Das jugendlich frische Colorit und

der weiche glänzende Bart contrastirten fast mit diesem Ausdruck.

Esther's lebendige Phantasie führte den Sinn seiner Worte sogleich weiter aus, es trat das ganze Gewicht des ärztlichen Berufes ihr klar entgegen, sie fühlte, daß dieser, wenn sie ein Mann gewesen wäre, auch der ihrige geworden wäre. Aber ein ihr selbst unverständliches Gefühl hielt sie davon zurück, diese Gedanken jetzt auszusprechen.

„Ich glaube das gern," war Alles, was sie auf seine Worte sanft erwiderte. Ein kurzes Schweigen folgte.

Malchen hatte nun Alle mit Thee und Kuchen versorgt und trug ihre Fußbank zu Esther, zu ihren Füßen sich niederlassend. Das kleine bescheidene Malchen hatte in ihrem länglich blassen Gesicht ein paar kleine graue Augen, welche so freundlich und liebevoll zu blicken verstanden, so vorsorglich im Kreise umherwanderten und ab und zu mit so inniger Verehrung zu Esther sich emporrichteten, daß selbst die sonst so wenig reizvollen Züge dieses Mädchens rührend anziehend erscheinen mußten. Bewegt davon hielt Esther inne, als sie eben die Tasse an den Mund führen wollte, und reichte sie zu Malchen nieder, indem sie mit herzlichem Tone sagte: „Stoßen Sie an, Malchen, es gilt der unermüdlich treuen, liebevollen Tochter und Schwester."

Malchen hatte schon angestoßen, ehe sie noch be=

griff, wer damit gemeint sei. Nun erröthete sie sehr und war fast nicht zu bewegen, mit dem Doctor, welcher rasch mit seiner Tasse herangetreten war, ebenfalls anzustoßen. „Ich weiß es am besten, was Sie geleistet haben," sprach er, „und daß ich, da Sie so wenig Ihre Kräfte zu berechnen wußten, heut nicht zum letzten Male hier wäre, wenn — Ihnen nicht so wirksame Hülfe geworden wäre."

Er sah Esther nicht an bei diesen Worten, aber sie wußte wohl, daß er sie meinte, und sagte leise: „Dank denen, welche mich dazu ausgerüstet."

„O, sagen Sie das nicht, mein Fräulein," rief Malchen lebhaft aus. „Es war Niemand dabei, als ich Ihnen das angefertigte Gesellschaftskleid anprobirte und Sie im Spiegel meine verweinten Augen bemerkten. Sie allein waren es, die den Mantel umwarfen und die Börse nahmen und mit mir gingen und bei Anna blieben —" Esther drückte schon lange ihre Hand auf Malchen's plaudernde Lippen, aber der Strom ließ sich nicht hemmen, sie sprang von der Hütsche auf, stellte sich hinter den Doctor und fuhr weiter fort: „— und bei Anna blieben, daß ich den Doctor holen sollte, und den Wirth bezahlten, und Rock und Aermel von dem Kleide nähten, das ich am folgenden Tage abliefern mußte, und noch Geld sammelten, daß wir trotz Krankheit und Arbeitsstörung keine Noth litten und die Kranken ihre gehörige Wartung haben konnten, und daß uns seit Ihrem Eintritt in unser Stübchen ist, als lebten wir in fortwährenden

Feiertagen, als sei eine andere Sonne über uns aufgegangen —"

„Malchen, Malchen!" rief Esther bittend, „Sie träumen und wissen nicht, was Sie reden. Thun Sie mir nicht weh und schweigen Sie jetzt."

Bei dem Worte „weh" hielt Malchen inne und eilte auf ihren alten Platz zurück. Sie ergriff Esther's Hände, und während in den Augen der schweigsamen Anna Thränen standen und die Mutter unter beständigem Kopfnicken die Worte: „Es ist Alles wahr, Alles wahr," mehrmals wiederholte, fuhr sie mit innigem Tone fort: „O lassen Sie mich's aussprechen, es ist eine Wohlthat für uns Alle, und es schadet auch nichts, daß es der Herr Doctor hört —" Esther legte sich resignirt im Stuhle zurück und ergab sich — „Sie sollen nun auch gleich hören, was er für uns gethan —"

„Aber wenn Sie weiter sprechen," sagte Gereon lachend, „so benutze ich mein Vorrecht, welches ich vor dem Fräulein habe, das nicht entfliehen kann bis Diener und Wagen zur Stelle sind, und verschwinde sofort." Er griff nach dem Hut und zog die Uhr heraus. „Nun ja, es ist in der That die höchste Zeit," fuhr er mit einem Seufzer fort, „es wäre unverantwortlichste Selbstsucht, wollte ich noch zögern."

„Aber es ist ja jetzt Abend," sagte die Mutter, „da dürfen Sie doch auch ruhen."

„Abend, jawohl," entgegnete er, „aber der Abend eines Arztes gehört oftmals den Schwerkranken und

seine Nacht den Sterbenden." Damit verneigte er sich kurz und war rasch hinaus.

Malchen ergoß sich nun in seinem Lobe und wurde von Mutter und Schwester wirksam unterstützt. Esther saß schweigend und hörte, bis sie sich erinnerte, daß sie hierher gekommen, um mit den Mädchen und der alten Frau, welche sie alle Drei von der vortheilhaftesten Seite kennen und schätzen gelernt, heiter zu sein und über ihr nun neu beginnendes Arbeitsleben ein rathendes Wort zu sprechen. Obwohl es von Zeit zu Zeit wie der Refrain eines schauerlichen Liedes durch ihre Seele tönte: „Der Abend gehört den Schwerkranken, die Nacht den Sterbenden," so behielt sie doch ihren Zweck im Auge, und nachdem sie Malchen's Geschicklichkeit und Talent im Schneidern anerkennend hervorgehoben, kam sie mit folgendem Vorschlage zu Tage: der Wirth sollte noch ein Zimmer hergeben, oder, noch besser, es sollte eine in einem weniger abgelegenen und ärmlichen Stadttheile gelegene Wohnung gemiethet werden, welche Raum genug böte, eine Anzahl Schülerinnen aufzunehmen, die von Malchen und Anna in der Schneiderkunst zu unterrichten wären. Esther hoffte durch eigene Bemühungen ihnen die ersten Schülerinnen werben zu können, denen dann ganz gewiß bald andere folgen würden. Als erste Schülerin meldete Esther gleich sich selbst an und versprach, unter ihren Bekannten Malchen's Kunstfertigkeit in ein gebührliches Licht zu setzen, so daß ihrem Beispiele gewiß

bald Nachahmung zu Theil werden würde. Für Anna hoffte sie noch ohnedies durch ihren Onkel in irgend einer Schule den Unterricht in weiblichen Handarbeiten zu erhalten, sie hatte schon mit ihm gesprochen, und es bot sich gerade eine Gelegenheit. Kurz, Esther schürzte den drei Frauen ganz neue Zukunftsfäden so leicht und lockend zusammen, daß sie gehoben und hoffnungsreich, und erfüllt mit erhöhter Dankbarkeit zurückblieben, als sie schied, und lange noch ausführlich an dem Bilde weiter malten, welches die umsichtige Vorsorglichkeit des jungen Mädchens ihnen entworfen.

Esther saß in die Ecke des Wagens gelehnt. Bei dem Rasseln desselben auf dem Pflaster der öden Straße und dem raschen Vorübergleiten der Laternen dachte sich's so gut, und es gab so viel zu denken. Sie wünschte, der Weg wäre noch länger und sie könnte so, im guten Schutze, ein Stündchen in die Nacht hinausfahren, so ganz allein und ungestört. Begegnete ihr doch, so oft sie sich unter die Leute begab, etwas Unerwartetes und Ueberraschendes, das sie dann in langem Denken erst verarbeiten mußte. So die heutige Begegnung mit Gereon. Ueber die Stellung, welche er in dem öffentlichen Leben bekleidete, hatte sie bisher noch gar nicht nachgedacht gehabt; auf den Arzt aber wäre sie nicht gekommen. Warum? wußte sie selbst nicht, denn nun sie ihn als solchen kennen gelernt, schien es ihr, als hätte sie das von Anfang an erkennen müssen. Vielleicht trug das erste

Zusammentreffen die Schuld, wobei er als Jäger ihr entgegengetreten war. Indem sie sich seine Erscheinung zurückrief und die verschiedenen Begegnungen mit ihm überdachte, fühlte sie, daß er allmählich in ihren Augen gewann und daß das erste Mißtrauen und der Groll in ihr über das Herausfordernde in der Einleitung ihrer Bekanntschaft mehr in den Hintergrund trat. Als ihr das aber klar wurde, nahm sie sich fest vor, nach wie vor auf der Hut vor ihm zu sein; „denn," sagte sie sich — und sie, die die Zügel ihres eigenen Wesens in fester Hand hielt und mit ernstem Bewußtsein lenkte, durfte einen so strengen Maßstab an die Handlungen Anderer legen — „daß er seine Pflicht thut als Arzt, ist schön und gut, aber es ist eben seine Pflicht, und die Erfüllung derselben berechtigt ihn noch nicht, in anderen Beziehungen die Nachsicht der Menschen in Anspruch zu nehmen. Hat Einer die Gabe des Zartsinnes, ist er edlen Handelns fähig, so soll er es überall bethätigen und nicht hier und da sich übermüthig gehen lassen. Da fehlt die Harmonie des Ganzen, die allein Zuversicht giebt und das Gefühl: hier ist gut ruhen."

Nun glitten ihre Gedanken zu Ernst hinüber, der noch nicht auf ihren neulichen Brief geantwortet. Die Tante lauschte schon seit einer Woche tagtäglich um die betreffende Stunde auf den Schritt und den Klingelzug des Briefboten, aber immer vergeblich. Jeden Tag wurde ihr Gesicht enttäuschter und besorgter, wenn auch das Geräusch und die Beschäftigung

des Augenblicks immer noch wohlthätig die wachsende Sorge verdrängten. Ernst war Esther in dem kurzen Colberger Zusammensein wie eine ganz harmonische Natur erschienen. Seine schöne, feste Ruhe, mit welcher er in widerstrebenden Verhältnissen keinen Schritt zurückwich und doch alle bittere Erregung so glücklich beschwichtigte, daß die Ruhe seiner Eltern geschont blieb; die ernste, leidenschaftslose und nach keiner Richtung hin frivole Weise seines Benehmens hatten ihr ein herzliches Zutrauen eingeflößt. — Seit seinem letzten Briefe und seinem jetzigen Schweigen war er ihr räthselhaft geworden. Es war eigentlich nicht viel Stoff vorhanden zu dieser Umstimmung in ihr, sie fühlte nur, daß sie da war, und trauerte im Herzen darüber. Aber vielleicht war während ihrer Abwesenheit ein Brief von ihm eingegangen. Sie war es nun doch zufrieden, daß sie sich schon in der Nähe ihrer Wohnung fand, als sie auf ihre Umgebung aufmerksam wurde, und als der Wagen hielt, eilte sie rasch die Treppe hinan.

Nein, es war auch heute kein Brief gekommen. Die Tante war blaß und schweigsam, und schien zum ersten Male von dem anwesenden Besuche nicht voll beschäftigt. Ein stummer, liebevoller Blick Esther's lockte Thränen in ihre Augen, welche sie durch einige heitere Worte zu verbergen und fortzuleugnen suchte. Das war ganz unbeschreiblich rührend, Esther fühlte ihr ganzes Weh und widmete sich, um der besorgten Frau Erleichterung zu schaffen, mit Eifer der Unter=

haltung der zufälligen Gäste. Sie suchte ihre heiterste Laune hervor. Konnte die Tante sprechen, während ihr Herz zitterte, so konnte sie wohl scherzen, indem sie besorgt war. Vielleicht, daß es ihr auch gelang, die arme Tante zu zerstreuen. Sie sah sie auch bald heiterer und endlich in den Lachchor einstimmen, aber doch durch Thränen. Das konnte Esther nun doch für keine Wohlthat halten. Sie ließ sofort die Scherze fallen und gab dem Gespräche eine ernstere Wendung, die, wenn sie auch die Gedanken nach einer andern Richtung hin in Anspruch nahm, doch mehr im Einklange mit der Stimmung des Augenblicks war. Die erzwungene Heiterkeit hatte wie ein greller Mißton Esther's Seele schneidend berührt.

Als der Abend vorüber und Tante und Onkel zur Ruhe gegangen, konnte Esther es sich nicht versagen, an Ernst zu schreiben:

„Warum, lieber Ernst, schweigst Du so lange? Die Sorge Deiner Eltern ist erwacht. Ich gebe mir alle Mühe, sie zu zerstreuen, aber was läßt sich sagen gegen die fortgesetzte Thatsache Deines Schweigens? Ich singe von früh bis spät das alte Lied von dem verloren gegangenen Briefe, das tausend Herzen schon in Schlaf singen mußte oder sollte. Aber zwei — drei wären zu anderer Zeit schon eingegangen von dem kindlich warmen Sohne, der die Ruhe seiner theuren Eltern so hoch und heilig hält. Und dieses letzten Umstandes wegen hat auch mich die Unruhe erfaßt. Es muß Dir etwas ge-

schehen sein, über das Du nicht fort kannst, das Dich hindert, Deiner altgewohnten, guten Sitte treu, Deinen Eltern nah zu bleiben auch in der Ferne. Ich verschweige es, daß ich Dir schreibe, und hoffe, mein Brief langt viel zu spät bei Dir an, ein Zeichen Deines Lebens und Wohlergehens flott zu machen. Hoffentlich bist Du nicht krank. Hättest Du heute mit angesehen, wie heldenmüthig Deine liebste Mama ihre durch das abermalige Ausbleiben des Briefes gesteigerte Sorge immer niederrang und wie sie doch wieder und wieder sie plötzlich befiel und mitten in der Unterhaltung mit ihren Gästen ihr das Auge feuchtete! O schreibe bald! Und nun noch Eins, Ernst: brauchst Du ein Freundesherz — versuch's mit mir! Ich fühle den Drang, mehr zu sein als ein armes „junges Mädchen," wie Du mich einstmals nanntest. Es liegt etwas in meiner jetzigen Sphäre brach in mir. Dies ist kein Hinweis auf eine ferne Liebe, wovon wohl Andere meines Alters träumen; in dieser Beziehung herrscht tiefer, ruhiger Schlaf in meinem Herzen — aber ich möchte irgend Jemand Etwas sein, meine Kräfte und Fähigkeiten in Anspruch genommen, auf die Probe gestellt sehen. — Vor Allem aber zerbreche ich jetzt meinen Kopf, was in oder mit Dir vorgeht, daß Du nicht schreibst, und fühle, daß ich Viel thun möchte, um alle Sorge um Dich zu zerstreuen."

Als sie am andern Morgen in das Atelier wanderte, um an dem Bilde, das sie mehr und mehr

mit sich fortriß, weiter zu malen, that sie eigenhändig den Brief in den Kasten an der Straßenecke und berechnete im Gehen, wie lange er wohl wandern müßte, bis er zu Ernst gelange, und wann die Antwort eingehen könne? Hatte er Genf schon verlassen und befand sich in Nizza, oder auf der Reise dahin, so hatte er doch jedenfalls Ordre gegeben, wohin ihm ankommende Briefe nachgesendet werden könnten.

Für's Erste war nun in dieser Angelegenheit nichts weiter zu thun, sie wandte ihre Gedanken also auf das jetzt Zunächstliegende, die Malstunde, und auf das, was auf diese folgen sollte. Und das, was auf die Malstunde folgen sollte, war etwas sehr Seltsames, ihr ganz Neues, so alltäglich und ganz gewöhnlich es auch sonst im Frauenleben zu sein pflegt. Esther nämlich hatte sich, nachdem die Tante schon seit Wochen aus gesellschaftlichen Rücksichten, auf welche Esther aber nicht eingehen wollte, darauf gedrungen, nun heute aus anderen Gesichtspunkten entschlossen, einen — sie glaubte sich's kaum selbst — Kaffee zu geben. Sie wollte nämlich für Malchen Schülerinnen werben und wünschte je rascher je lieber damit zu Stande zu kommen. So erschien ihr für diesen Zweck das Mittel eines Kaffees sehr geeignet; da konnte sie Alles zusammenfassen und wollte ihren Gästen die Schneiderpläne sehr plausibel zu machen suchen. Tante, welche herzlichen Antheil an Esther's Sorge für die arbeitsame Familie nahm, stimmte nun doppelt gern ein, und über den Vorbereitungen ging

der Tag auch besser dahin, die Unruhe kam nicht so auf, wenn es mancherlei Naheliegendes zu denken und zu thun gab.

„Esther ist doch ein liebes, liebes Kind," sagte sich die Tante, indeß sie einige Kaffeetücher aus dem Schranke nahm, in welchem die weißen, geradwinkligen Stöße mit rothen Bändern zierlich gebunden aufeinander geschichtet lagen. „Es hat Alles so eine schöne Art und einen tiefen Sinn, was sie thut. Wehrt sie sich mit aller Gewalt vor diesem Mädchenkaffee, welcher alle Anderen entzückt haben würde, und plötzlich giebt sie ihn um einer armen Nähterin willen. Es freut mich, daß sie Alle angenommen haben, es sind ihrer zwanzig. Ich dachte schon, sie würden meistens ablehnen, wie Esther es ihnen gethan. Aber unsere jungen Mädchen sind nicht so schwierig; eine Gelegenheit sich zu putzen und zu plaudern bei Kuchen und Erfrischungen ist doch nicht so leicht von der Hand zu weisen."

Der Conditor schickte eben die Kuchen und Torten, die Geheimräthin nahm Alles in Empfang und arrangirte es auf Krystallschüsseln und Tellern. Sie legte Früchte in Schalen, nahm ihr bestes Kaffeegeschirr aus dem Porzellanschrank und ertheilte in der Küche die nöthigen Weisungen über Kaffee- und Chocoladebereitung. Nachdem der Bediente noch das Silber und die Kerzen empfangen, war Alles gethan. Sie setzte sich an das Fenster, nahm den Strickstrumpf, schlug ein Buch auf und las. Aber

sie verstand nicht, was sie las, und mußte es wieder und wieder lesen und hatte doch keinen bessern Erfolg. Sie lehnte sich seufzend zurück und versank in Gedanken.

Dies war ein sehr ungewöhnliches Ereigniß, wenigstens sah es der Geheimrath als solches an, der jetzt in seiner gewöhnlichen leisen Manier hereintrat und fast in ihre Nähe gelangte, bevor sie ihn auffahrend bemerkte.

„Fehlt Dir etwas, mein liebes Kind?" fragte er, ihre Hand freundlich erfassend.

„Ach nein, Alterchen," entgegnete sie, tapfer ihre Stimmung verleugnend, „ich war nur eben ein bischen müde, vom Umherwirthschaften. Esther giebt heute endlich ihren Kaffee. Sie wollte, wenn sie aus der Stunde kommt, Alles selbst besorgen, aber es ist dann schon fast Mittag, die Leute hatten jetzt besser Zeit, da nahm ich's ihr ab."

„So, hm, Du bist schon ein umsichtiges Frauchen," sagte er mit dem leisen sarkastischen Zuge um die Lippen, aber er schaute sie doch von der Seite prüfend an. „Esther kann schon 'was von Dir lernen," fuhr er, sich im Lehnstuhl ihr gegenüber niederlassend, plaudernd fort, „das praktische Leben will auch sein Recht behalten. Malen und Singen, Lesen und Lernen — dabei kann ein Haushalt noch sehr ungemüthlich sein. Weil eben der Beruf der Frauen ihnen nicht gestattet, sich mit voller Energie und gänzlicher Hingabe auf irgend ein Studium zu werfen,

irgend ein Talent auszubilden, so ist doch eigentlich alles solches Treiben mehr oder weniger Zeitverderb. Bringt's Eine zu etwas Namhafterem in solchen Dingen, dann Gnade Gott ihrem Haushalt!"

„Es mag wohl doch nicht immer so sein, Alterchen," entgegnete die Geheimräthin, „das Wissen braucht doch nicht durchaus der Tod aller Praxis zu sein. Ich kenne Schriftstellerinnen, welche sehr gute Hausfrauen sind, ohne Alles selbst zu thun. Ich weiß freilich nicht recht, wie sie es anfangen, denn wenn man seine Augen nicht überall hat — — — Aber was Esther betrifft, so hat sie zu Allem Geschick, und ich bin fest überzeugt, sie wird eine vortreffliche Hausfrau; vorausgesetzt, daß sie ihren Mann liebt. Und das darf angenommen werden, denn ich möchte darauf schwören, sie nimmt Keinen, den sie nicht liebt."

Die Geheimräthin versank nach diesen Worten wieder in Nachdenken. Des Geheimraths Blicke ruhten lächelnd auf ihr.

„Was so ein Frauenherzchen doch durchsichtig ist," sprach er neckend.

Sie erröthete. „Was willst Du nun wieder errathen haben?" fragte sie halb verlegen. „Ihr Männer seid doch auch gar zu klug."

„Nun," sagte er, „das will ich Dir wohl sagen. Du dachtest, Esther wäre ein nettes Weibchen für Ernst —"

„Ach, sprich es doch nicht so klar heraus," rief sie abwehrend, „einen Gedanken hat man frei; und

ich frage Dich, was könntest Du dagegen einwenden? Ernst ist so tief und innerlich wie sie, man sollte meinen, sie wären recht eigens für einander geschaffen. Und ein schönes Paar wären sie auch. — Warum nur der liebe Junge nicht schreibt! Weshalb bleibt er auch so lange aus? wir könnten hier so fröhlich und unbesorgt beisammen sein."

Der Geheimrath räusperte sich und stand auf. „Ach ja," fuhr er ablenkend fort, indem er einen Gang durch das Zimmer machte, „Esther ist ein liebes Kind, er könnte wohl glücklich mit ihr sein. Der Vater ist auch in schönen Verhältnissen, sie ist das einzige Kind — auch von dieser Seite ist sie, was man eine gute Parthie nennt."

„Ach, Alterchen, daran habe ich doch noch nicht gedacht," entgegnete die Geheimräthin. „Ernst wird sein Brod erwerben, und einen kleinen Zuschuß in die Wirthschaft können wir ihnen ja auch geben."

„Ja, wenn nur nicht heute gar so viel dazu gehörte, einen Hausstand zu unterhalten," sprach der Geheimrath. „Wie hätten wir es wohl vollführt ohne die kleine Erbschaft, welche Dir einige Jahre nach unserer Verheirathung zufiel? Ein Assessor der jetzigen Zeit hat noch eine ganze Reihe von Jahren keine Aussicht, einen Hausstand gründen zu können. Die Ueberfüllung in dem juristischen Fache ist zu groß. Dazu der herrschende Luxus, — es geht eben nur mit einigem Vermögen. Nun also, Frauchen, on der Seite können wir dem Dinge ruhig seinen

Lauf lassen," schloß er lächelnd, „wenn nur sonst sich Alles fügen wird, wie Du es wünschest."

Er wollte sich entfernen, aber sie rief ihn noch einmal zurück und bat leise:

„Höre, Alterchen, vergiß doch das ganze Gespräch, das wir soeben gehabt, ich will auch nicht mehr daran denken; es wäre mir dem Mädchen gegenüber, als hätte ich ein böses Gewissen, obwohl ich in der That nicht wüßte, welch' größeren Liebesbeweis ich ihr zu geben vermöchte, als wenn ich ihr den einzigen Sohn geben wollte und sein Glück in ihre Hände legen."

„Sei nur ruhig, Frauchen," entgegnete er beschwichtigend, „ich habe den Kopf voll Geschäfte und in Wahrheit nicht viel Zeit, an solche Dinge zu denken." Er verließ sie und ging Esther entgegen, welche eben nach Hause kam.

Esther erstaunte über die grandiosen Vorbereitungen und Kuchenvorräthe für ihre Mädchengesellschaft. „Aber liebste Tante," rief sie lachend aus, „ist ein so großartiger Aufwand nothwendig, damit ein paar junge Mädchen vergnügt zusammen sein können? Du schlägst meine Liebenswürdigkeit sehr gering an, wie ich merke, und willst meine Gäste mit Süßigkeiten entschädigen. Da muß ich mich nun doppelt anstrengen, damit ich nicht ganz von den Torten und Confitüren verdunkelt werde. Nein, Scherz bei Seite, ich will heute recht ernsthaft darauf ausgehen, meinen Altersgenossinnen näher zu treten, als es mir bisher geglückt. Was hab' ich denn Fremdes

an mir? Bin ich nicht herzlich und aufmerksam wie sie? Trete ich ihnen nicht vertrauensvoll entgegen? Und dennoch wird keine warm, und es kommt nicht über die oberflächlichsten Redensarten hinaus."

„Ja, Kind, Du bist eben ganz anders wie sie," entgegnete die Tante. „Sie durchschauen Dich nicht so ganz und nehmen Manches für Absicht, was Dir doch unwillkürlich eigen ist. Der „Kaffee" bringt Dich ihnen nun schon näher, Du wirst es sehen." Esther verließ sinnend das Zimmer und blieb bis zu Tisch auf dem ihrigen.

Nach dem Essen, als Tante und Onkel ruhten, legte sie das schöne, elegante Kleid an, welches Malchen ihr so geschmackvoll und zierlich gearbeitet. Es saß wirklich wie angegossen, knapp und bequem zugleich, nirgends ein Fältchen zu viel oder zu wenig, es war ein ordentliches Meisterwerk von Schneiderarbeit. „Du wirst mir die Brücke werden zu meinem Ziele," dachte sie, als die letzten Haken geschlossen waren und sie sich von allen Seiten betrachtete. Dann ließ sie sich am Fenster nieder, nahm ein Kleid, das sie am vorigen Tage getragen, klappte den Nähtisch auf und begann einen großen Riß auszubessern, welchen sie gestern, an einem Karren hängen bleibend, in das sonst gute Kleid bekommen hatte. Es wollte ganz sauber gemacht sein, denn es war an einer sehr sichtbaren Stelle. Sie nahm deshalb ein Stück von demselben Zeuge, zog die Fäden aus und stopfte geduldig so fein, daß das Gestopfte fast selbst unter

den Fingern verschwand. Sie freute sich, den Schaden so wieder ausgeglichen zu sehen, und arbeitete emsig weiter, bis ihr Blick auf die Uhr fiel und sie sah, daß sie jetzt ihre Gäste erwarten könne. Also hing sie das Kleid mit der abgethanen Arbeit über den Stuhl und ging in die Empfangszimmer.

Fast gleichzeitig mit ihr langten die ersten Gäste an, und bald folgten ihnen die anderen. Esther empfing sie sehr warm und machte eine außerordentlich liebenswürdige Wirthin. Sie zeigte Aufmerksamkeit für eine Jede, war in der glücklichsten Stimmung und hatte bald die Genugthuung, Alle harmlos heiter und die Unterhaltung im besten Gange zu sehen.

„Ich dachte gar nicht, daß Sie so heiter und lebendig zu sein vermögen,“ bemerkte die Eine, gelegentlich eines scherzhaften Gesprächs, in welches Esther sie verwickelt hatte.

„Seh' ich denn so ernst aus?“ fragte diese, „ich bin doch gar so gern recht von Herzen froh.“

„Nicht gerade ernst,“ entgegnete die Erste, „aber doch so innerlich beschäftigt, daß man immer denkt, man stört.“

„O, das ist ja sehr unliebenswürdig von mir,“ rief Esther aus, „ich will gewiß auf mich achten und ein Gesicht vermeiden, welches mir die Menschen verscheucht. Versprechen Sie mir für's Erste, daß Sie sich an diese Miene nicht stoßen und es mit mir versuchen wollen.“ Sie hielt dem Mädchen freundlich die Hand entgegen, und diese schlug herzlich ein.

„So," sagte sie heiter, „nun habe ich schon eine Verbündete, die mir das Wort reden wird, wenn man mich tadelt."

Man machte Musik. Zuerst wollte Niemand heran, sie wollten erst wissen, was Esther leistete. Da die Gesellschaft darüber einig war, ließ Esther sich nicht lange bitten. Sie spielte ein kleines, einfaches Lied ohne Worte von Mendelssohn und sang ein Lied; beides so einfach innig, ohne jedes Gepränge, daß eben ein fein musikalisches Gefühl dazu gehörte, den ganzen Reiz des Vortrages zu fassen. Einige besaßen es und waren entzückt, Andere hatten etwas Brillanteres erwartet. Es entging Esther nicht, noch dazu, da sie gefragt wurde, ob sie diese oder jene unendlich schwierige Salonpiece spiele? Sie verneinte einfach und verschwieg, daß sie es wohl könne, wenn sie nur wolle. Nun sang und spielte man bunt durcheinander, gut und mäßig, Einige hatten sogar ein schönes Talent, oder eine prächtige Singstimme.

„Ei wie frisch müßte es klingen, wenn wir Alle zusammen sängen," rief Esther plötzlich aus und spielte die bekannte Melodie zur „Loreley". Wirklich fiel der ganze Chor ein, Einige nahmen die zweite Stimme, und es klang hell und silbern wie Glockenklang durch die schönen, großen Räume. Als der letzte Ton verklungen, klatschte Esther fröhlich in die Hände, und alle Anderen stimmten lachend ein. Man sang ein Lied nach dem andern, indem man um die bereits angesteckten Lampen saß und allerlei bunte Weihnachts-

arbeit machte. Esther kannte alle Volkslieder und spielte sie nach dem Gehör aus jeder beliebigen Tonart, es durfte nur eins angestimmt werden. Die Mädchen waren ganz erstaunt, daß sie mit ihrer schönen Gabe so einfache Sachen that, fanden es aber allerliebst und sehr anspruchslos. So hatten sie sich Esther nicht gedacht, die nur studirte, las und Künste trieb.

Als sie sich endlich vom Flügel erhob und an den Tisch tretend im hellen Lichte vor ihren Gästen stand, rief ihre Nachbarin: „Wie wunderschön sitzt Ihr Kleid! Was haben Sie für einen Schneider? Das ist ja gar zu allerliebst und sauber gearbeitet."

„Nicht wahr?" entgegnete Esther. „Und wie werden Sie erstaunen, wenn Sie hören, daß dieser vorzügliche Schneider ein armes Schneidermädchen ist, das seine kranke Mutter von seiner Hände Arbeit erhält. Das Mädchen ist sehr geschickt und so gut und brav, daß ich sie recht empfehlen kann. Zu Neujahr eröffnet sie einen Cursus im Schneidern; ich habe mich schon bei ihr angemeldet."

„Sie?" hallte es von allen Lippen, „Sie wollen Schneidern lernen?"

„Warum ist das so auffallend?" fragte Esther aufschauend.

„Wir können uns nicht denken, daß Sie für so etwas Sinn haben," sprach erläuternd die Eine.

„O, ich lebe halb auf dem Lande," erklärte Esther, „und wenn ich auch nicht alle neuen Kleider selbst

machen werde, so kann ich diese Fertigkeit für mich und Mama doch sehr gut brauchen, zu Aenderungen und für den Nothfall."

„Aber werden Sie denn in diesem Winter, wo Sie doch das Gesellschaftsleben mitmachen wollen und Gott weiß was sehen und hören, neben Ihren anderen Beschäftigungen auch noch Zeit für diese finden?"

„Sehr gut," sagte Esther, „die Stunden sind von zwei bis fünf Uhr Nachmittags angesetzt, da hat man meist Zeit, und schlimmsten Falles wird ein bischen geschwänzt. Ich wollte nur, es fände sich recht liebe Gesellschaft dazu. Wollen Sie nicht auch diese edle Kunst erlernen, liebe Emma? Oder von den anderen lieben Gästen die Eine oder Andere? Ich bitte sehr, es ist so nützlich, das gute Malchen kann es sehr brauchen, und wir wollen zusammen sein und recht vertraulich nahe rücken."

Esther bat nicht umsonst, die Herzen der Mädchen hatten sich, besiegt von ihrem Liebreiz und dem Ausdruck der Güte, welcher das Charakteristische ihres Wesens war, ihr schon zugewendet, es lockte sie, in nähere Beziehung mit ihr zu treten, und so sagte wohl die Hälfte gleich heute fest zu, Andere wollten sich noch später bestimmen.

Esther war glücklich. „O, wie freut es mich, daß wir heut bei unserem Vergnügen auch etwas Nützliches ausgerichtet haben," jubelte sie und umarmte die Nächste, „nun ist es erst recht ein Ver-

gnügen, nicht wahr? Jetzt will ich Ihnen auch noch einen zierlichen Kragen zeigen, welchen Malchen und ihre Schwester gearbeitet. Es ist eine neue Art, geschmackvoll, und leicht nachzumachen; vielleicht paßt es Ihnen noch zu einer Weihnachtsarbeit."

Sie wollte hinaus eilen.

„Darf ich Sie begleiten?" fragte ihre Nachbarin, welche durch die Umarmung ganz bezaubert schien und nur noch mit enthusiastischen Blicken an Esther hing.

„Und ich? und ich?" stimmten Andere ein, und Esther nickte Allen zu, und endlich zog der ganze Schwarm ihr nach durch den Corridor, auf ihr Zimmer.

Während Esther den Schrank öffnete, aus welchem sie den Kragen herausnehmen wollte, schauten die Blicke der Mädchen neugierig umher und hatten bald die angefangene Arbeit erspäht. Wieder staunten sie über die mühselige Kunstfertigkeit und die Geduld, welche Esther aufwandte, um den Schaden gut zu machen.

„Wie geschickt Sie sind," hieß es, „Stopfen ist eine schreckliche Arbeit, die mache ich sehr ungern und schlecht. Mama thut das für mich."

Esther sah ganz überrascht auf und sagte, um den Eindruck dieses Aufblickes, dessen sie sich nachträglich bewußt wurde, zu mildern: „Ich habe aber doch bessere Augen als Mama."

Ein kleines Schweigen wurde bald unterbrochen. — Man musterte den geöffneten Nähtisch mit all' seinen

niedlichen Säckelchen und zierlich geordneten bunten Zwirn- und Seidensternen. Und dieser Nähtisch bot ihnen wieder eine Ueberraschung dar. An der innern Seite des aufgeschlagenen Deckels, woselbst sonst ein Spiegel sich zu befinden pflegt, war der Kupferstich einer herrlichen Landschaft, des Vierwaldstädter Sees, unter Glas und Rahmen angebracht.

„O, Sie können denken, wie herrlich es sich bei der Arbeit träumt, wenn ab und zu ein Blick von dem Linnen oder sonstigem Stoffe sich erhebt und in diesen herrlichen See taucht oder auf diese Berge steigt," sprach Esther erklärend, als die Mädchen ihre Bemerkungen darüber machten. „Jede Naht ist dann nur halb so lang, und die Gedanken bekommen dann immer wieder eine schöne, gesunde Richtung. Meine liebste Mama hat mir von klein auf solche Hülfsmittel zu geben gewußt. Sie sagte mir oft: „Ich kann Dich Alles lehren, was gelernt werden muß, Deine Gedanken aber kannst nur Du selbst in Ordnung halten. Wer diese nicht hütet und grundsätzlich an das Schöne heftet, wird vertraut mit dem Unschönen und Leichtfertigen." Dies leuchtete mir sehr ein. Die gute Mama! Wie sie mich darin unterstützte! Sie sorgte stets, daß in meiner nächsten Umgebung etwas recht Schönes sich befand, ein Kunstwerk irgend welcher Art, dem das Geringe zur Folie diente, das nun keine Aufmerksamkeit mehr erweckte. Die Richtung meines Vaters, welcher ein begeisterter Kunstfreund ist, förderte ein solches Streben wesent-

lich. Ich bin vielleicht, weil ich das rechte Maß noch nicht finden konnte, ein wenig zu nachdenklich geworden. Tante sagt mir immer, ich würde nicht körperlich so schmächtig sein, wenn ich nicht immer mit so schweren Gedanken mich trüge. Aber ich glaube es doch nicht, denn ich befinde mich sehr wohl bei diesen Gedanken, die doch wohl nur äußerlich den schweren Anstrich haben. Sie sind eben der Kern meines Wesens, über den komme ich nicht hinaus."

Einige hatten ihr ganz andächtig zugehört, wie sie leise und abgerissen, fast wie zu sich selbst redend, diese Erklärung abgab; Andere hatten die Ordnung des Nähtisches und des offenstehenden Schrankes gerühmt, noch Andere den kleinen Kragen als eine geschmackvolle und praktische Arbeit bewundert, welche sie schnell studirten und nachzuahmen beschlossen. Dann ergriff sie die Lust zu schauen und zu kramen, und Esther zog bereitwillig alle Schübe auf und öffnete die Schränke. Ueberall herrschte die zierlichste Ordnung, man konnte alle Kästchen und Kistchen öffnen und untersuchen, kein Winkelchen war vernachlässigt, so tief man auch in's Verborgene gerieth. Sie hockten in Gruppen um die Behältnisse wie die spielenden Kinder, brachen in entzückte Ausrufe aus bei Diesem und Jenem, probirten wechselseitig bald das Eine, bald das Andere an und amüsirten sich köstlich mit dieser Beschäftigung.

Endlich war Alles gesehen, man begab sich auf den Weg nach dem Salon. „Bst," sagte Esther leise,

als sie Alle auf dem Corridor bei der Thür angelangt waren, welche in das Zimmer der Tante führte. „Hier wohnt die Stifterin unserer heutigen Lust, wollen wir ihr nicht eine Serenade bringen? Und wenn wir gesungen haben, holen wir sie im Triumph aus ihrem einsamen Zimmer, von welchem aus sie uns schon alle die süßen Liebesgaben zudirigirte, welche bisher unsern Gaumen gelabt.“

Sie stimmten Alle freudig ein, und nach kurzem, geheimnißvollem Geflüster und Rascheln ertönte ein heller, frischer Chor, welcher der soeben über das abermalige Ausbleiben des Briefträgers auf's Neue bekümmerten Geheimräthin eine wohlthätige Zerstreuung brachte. Lächelnd und grüßend öffnete sie die Thür und hörte die scherzhafte Anrede Esther's, welche im Namen der ganzen Gesellschaft „die edle Frau“ ersuchte, sich's doch ein wenig im Kreise der frohen Jugend gefallen lassen zu wollen. Esther hatte nämlich in aller Unterhaltung die Stunde nicht vergessen, in welcher der Brief kommen oder ausbleiben und Tantchens Sorge in letzterem Falle neu erwachen mußte, und obgleich diese behauptet hatte, die Jugend sei weit lustiger, wenn sie unter sich allein, und deshalb bleibe sie auf ihrem Zimmer, so konnte es Esther doch nicht ertragen, die Gütige allein in sorgenvoller Stimmung zu wissen, während sie in heiterer Umgebung scherzte und lachte. Nun sie sie glücklich erobert und in ihrem feinen grauen Hauskleide und dem weißen Häubchen mit dem frischen lilafarbenen

Bande auf dem Sopha sitzen hatte, da war ihr noch einmal so wohl zu Muthe, und war sie vorher ein fortwährend neue Unterhaltung sprudelnder Quell gewesen, so riß sie jetzt Alles durch ihre witzigen Einfälle hin, mit denen sie Spiele arrangirte, an welchen die Tante ebenfalls Theil nehmen mußte, und blitzschnell alle Antworten in geistvollster Weise ertheilte, welche das Spiel erforderte. Alle befanden sich in erhöhter Stimmung und thaten ihr Bestes. Es war ein ordentliches Leiden, als die dienstbaren Geister mit ihren Laternen nahend erschienen und die Lust ein Ende haben mußte. Da das Weihnachtsfest heranrückte, hatte man jetzt alle Hände voll zu thun und konnte kein baldiges Zusammentreffen verabreden; deshalb vertröstete Esther auf ein späteres tägliches Wiedersehen bei Malchen, und erzielte mit diesem Worte sofort noch ein paar Schülerinnen für dieselbe.

So war der gefürchtete „Mädchenkaffee" ganz unerwartet glücklich ausgefallen und hatte die besten Folgen. Nun gab er sogar noch ein gutes Thema ab, dem Tantchen den Abend zu verplaudern, da der Onkel ausgegangen und sie Beide so allein zu Hause saßen. Sie erzählte ihren glücklichen Erfolg in Bezug auf Malchen und alle Schwänke und Scherze, die sie getrieben, so munter und unterhaltend, daß die Stunde der Heimkehr des Geheimraths schlug, ehe sie es vermutheten und er in seiner leisen, lächelnden Manier bereits vor ihnen stand, ohne daß sie seinen Eintritt bemerkt.

Da war denn wieder ein Tag vorübergegangen, ohne einen Brief von Ernst zu bringen. „Er ist krank, es ist nicht anders möglich," klagte die Geheimräthin jeden folgenden in der gleichen getäuschten Hoffnung.

„Aber er hat Freunde um sich," tröstete Esther, welcher das dumpfe Schweigen Ernst's, ohne daß sie das ängstliche Zittern der sorgenden Mutter getheilt hätte, immer bedrückender und unheimlicher wurde. Bei den Worten: „Er hat Freunde," hatte der Geheimrath leise das Zimmer verlassen. Seine Unruhe trug im Ganzen noch mehr das Gepräge der Unzufriedenheit mit Ernst. An eine Situation, in welcher es diesem unmöglich sein sollte, nur einige beruhigende Worte wenigstens zu schreiben, glaubte er nicht so rasch. Der wachsende Kummer seiner Frau reizte ihn gegen den ihn veranlassenden Sohn noch mehr. Gab er ihm darum die Mittel zu der Erholungsreise, daß er ihre Ruhe zerstören und ihre Stimmung aus dem gewohnten Geleise bringen sollte, dessen er einmal bedurfte, um sich wohl zu fühlen? Indem Esther die „Freunde" erwähnte, stieg ihm der Gedanke auf, an Herrn Reinhold zu schreiben und Auskunft über das Ergehen seines Sohnes zu erbitten. Er führte die Idee stillschweigend sofort aus und wandte sich dann etwas gleichmüthiger seinen Geschäften zu.

„Gieb Acht, Tantchen, er tritt einmal plötzlich wohlbehalten bei uns ein," tröstete Esther weiter,

„und die ganze Sorge löst sich in einen pflichtvergessenen Diener und ein paar nachlässige Postbeamte auf.“

„Möglich,“ entgegnete die Geheimräthin, „aber leider nicht wahrscheinlich. Es ist ein Unglück geschehen, ich fühle es. Was hätte meinen Ernst so verwandeln können, daß er die Ruhe seiner Eltern nicht mehr achtet, wenn es nicht etwas unabweisbar Zwingendes wäre? O Himmel, wie wird sich's lösen!“

Das war eine trübe, lange Weihnachtsvorzeit. Wie fröhlich hatte geschafft werden sollen, wie viel gab es noch zu verrichten, wozu nun der rechte Sinn gebrach. Wie paßten die Vorkehrungen für ein Freudenfest zu der Sorge, welche die Herzen zernagte? Das bis dahin wohlerhaltene Aeußere der Geheimräthin schien in den letzten Wochen um eben so viele Jahre gealtert zu sein.

Es war erschütternd für Esther, zu sehen, wie die gute Frau an den eingeleiteten Vorarbeiten für das Weihnachtsfest und die Ankunft der „Kinder“ festhielt und oft mit der Hand an der Stirn ihre Gedanken mit sichtlicher Anstrengung gewaltsam auf diese ihr so unintereſſant gewordenen Gegenstände hinzwang. Esther schaffte von früh bis spät, dachte für die Tante, kam allen ihren Einrichtungen zuvor und hatte den Lohn dafür: oft von ihren Lippen die Worte zu hören: „Was finge ich jetzt ohne Dich an, Du liebes, liebes Kind!“

Und eines Tages, es war eine Woche vor dem Weihnachtsabend, ging Esther's letzte Trostprophezeiung in Erfüllung; zum Theil wenigstens. Ernst trat in der Dämmerstunde, als Esther eben zu den Füßen der Tante sitzend nach neuen Trostesworten suchte und diese fassungslos in Thränen schwamm, geräuschlos in das Zimmer und sagte sein gewohntes „Guten Abend," wie er es stets um diese Zeit der Mutter gesagt, und doch war Alles so ganz, ganz anders wie sonst. In einem herzdurchdringenden Schrei brach das verhaltene Weh der Mutter aus, die nicht die Kraft hatte, ihm entgegen zu schreiten und nur die zitternden Hände nach ihm ausstreckte. Esther war aufgeschnellt wie ein gescheuchter Vogel. Er trat heran und nahm die Hände der Mutter, die er küßte. Als sie zurückgesunken im Stuhl zu weinen fortfuhr und seine Hände krampfhaft festhielt, fragte er, wie aus einer Zerstreuung erwachend: „Was ist, liebe Mutter? Ach, Du hast wohl Sorge gehabt! Da bin ich ja nun. Hatte wohl geschwiegen? Du Gute, gleich zu sorgen — auf Reisen — kann das begegnen. Guten Abend, Esther, da bist Du ja auch —"

Er trat zu ihr hin und stand einen Augenblick schweigend vor ihr. Seine Augen glühten sie an, dunkel und zuckend, wie verlöschende Kohlen. Sie redeten eine geheimnißvolle, schaurige Sprache, Esther stockte der Athem in der Brust. „Ernst, lieber Ernst," sagte sie mit sanftem, bebendem Tone, „Gott sei Dank, daß wir Dich haben." Es zuckte ein unsaglich bitteres Lä-

cheln über sein Gesicht, das Esther's Falkenblick trotz der Dunkelheit nicht entging. Sie rang ihm im Rücken der Tante in tiefer Erschütterung stumm die Hände entgegen, er winkte abwehrend und frug nach dem Vater. Der war nicht zu Hause, mußte aber bald kommen. Die Mutter hatte sich gefaßt und war aufgestanden, Esther stürzte ihr an den Hals, um ihre Aufmerksamkeit von Ernst etwas abzulenken, und rief einmal über das andere: „Nun ist er da, geliebte Tante, freue Dich und frage und forsche nicht, vergiß alle Sorge. Er ist da! Die Briefe wurden verloren — laß alle Vergangenheit ruhen, hier hast Du ihn. Jetzt bereiten wir fröhlich das Fest, in wenig Tagen schon kommt Else mit Mann und Kind. O, ist ein trautes, warmes Familienleben doch schön!"

Sie warf Ernst einen bedeutungsvollen Wink zu, er sollte sich aufraffen, sie hatte ihm durch ihre Worte zu Hülfe kommen wollen — aber er stand da wie gebrochen, wie stumpf und theilnahmlos, wie gepackt und in Fesseln geschlagen von Gedanken, welche ihn weit, weit ab von der Gegenwart gebannt hielten.

„Gott sei gelobt, daß Du da!" rief nun die Geheimräthin, welcher die Veränderung, die mit Ernst vorgegangen, in der Dunkelheit und der ersten Aufregung noch entgangen war. Sein stilles Wesen schrieb sie einem verlegenen Schuldbewußtsein zu, das ihn bei dem Erkennen der Größe ihrer durch ihn veranlaßten Sorge überkommen sein mochte, und sogleich war die gute Mutter bemüht, ihn zu beruhigen und

ihm ihre Freude über seine Ankunft zu zeigen. „Führe ihn auf sein Zimmer, Esther," sagte sie, „und sieh' nach, ob geheizt ist und Alles in der gehörigen Ordnung, ich gehe in die Küche. Nach Reisetagen hat man Appetit, da reicht unser Süppchen nicht aus, mit welchem Du, genügsame Seele, Dich stets begnügst, als wär'st Du unsere Altersgefährtin. Ernst hat einen bessern Appetit."

Sie klopfte Esther im Vorbeigehen liebkosend auf die Wange, küßte Ernst und ging hinaus. Esther steckte schweigend die Lampe an, dann winkte sie Ernst, der regungslos mitten im Zimmer stand, und ging voran. Er folgte ihr. In seinem Zimmer war es kalt und unwirthlich, obwohl Alles in der besten Ordnung erhalten worden war. Der mit Schnee vermischte Regen schlug an die Fenster; da sie die Thür öffnete, riß der Sturm pfeifend den einen Flügel auf, daß er klirrend gegen die Wand schlug. Esther schellte den Bedienten, daß er heize. „O, hier ist es schaurig," sagte sie fröstelnd, während Florian das Feuer anmachte, „tritt so lange hier in mein Zimmer, ich wohne nebenan." Sie zog den Riegel von einer Thür, welche in ein kleines mit Schränken angefülltes Gemach führte, hinter welchem ihr Zimmer lag. Er sah sich um, als wollte er sagen: ist's denn nicht überall gleich? und dann folgte er ihr, wie aus dem gleichen Gesichtspunkte. Sie zog die Thür hinter ihm zu, als er eingetreten war.

„Ernst, um Gottes willen, was ist geschehen?"

bat sie, seine Hand fassend. „Müssen wir so uns wiedersehen? Kann ich nichts, gar nichts helfen?“

Er schüttelte den Kopf. „Du bist ein muthiges Mädchen,“ sagte er mit seiner eigenthümlich tonlosen Stimme, welche Esther in die Seele schnitt; „greifst kühn hinein in ein Nest, das der Schmerz und die Leidenschaft sich aus Gift und Sünde, aus Hoffnungslosigkeit und Allem was Elend heißt, zusammengebaut.“ Er schlug die Hand vor die Stirn und beugte sich schmerzlich stöhnend rückwärts über.

Bleich wie der Tod stand Esther vor ihm, aber fest und muthig blitzte ihr herrliches Auge, als sie die Hand von seinen Augen löste und leise sagte: „Was auch geschehen sein mag, sei ein Mann, Ernst, achte die Ruhe und das Glück Deiner Eltern, vernichte sie nicht durch Dein Elend, tritt mit festem Fuße auf Dein Weh und erhalte Dich! Ich will Dir helfen, daß Du Zeit gewinnst, ich will sie beschäftigen und von Dir abzuziehen suchen, bis Du Dich wiedergefunden, nur sei die wenigen Stunden, die Du in ihrer Nähe weilst, gefaßt.“

„Ich glaube, Du bist mein guter Engel,“ sagte er müde, „ich habe auch Deinen Brief erhalten, aber zu spät — zu spät! Ja, tröste die Eltern, die gute Mutter, zerstreue sie, das ist Alles, was Du für mich thun kannst.“ Er fiel wie geknickt in den Stuhl am Fenster und legte den Kopf auf den Nähtisch Esther’s.

„Nein,“ rief sie, ihm dahin folgend, „das ist nicht Alles, was ich für Dich zu thun vermag, ich werde

Dein Vertrauen erringen und mit Dir theilen und tragen, was Dich quält, ich werde Dir helfen, eine Höhe gewinnen und Umschau halten, daß Du die Pfade wiederfindest, die Du verloren, und sichern Fußes sie weiter verfolgen kannst."

Er wehrte mit der Hand. „Schweige," sagte er matt, indem er den Kopf langsam erhob, „mein Ohr nimmt Deine Worte auf, ohne ihren Sinn zu fassen. Es ist eine fremde Sprache, welche Du redest."

Sie stand einige Augenblicke schweigend vor ihm. Tiefes Mitleid sprach aus ihren Zügen, die dunklen, mächtigen Augen blitzten von Eifer und Muth, hier zu helfen, wo geholfen werden mußte. „So willst Du Deinen Eltern Dich vertrauen?" fragte sie sanft.

„Vertrauen, meinen Eltern!" fuhr er auf, „o nimmermehr!"

„Und glaubst Du, daß sie nicht sehen und fragen werden, wenn Du so ihnen gegenübertrittst?" fragte Esther wieder. „O fasse Dich, Ernst, ich höre die Mutter kommen, und da — des Vaters Schellenzug!" Sie zog ihn auf vom Stuhle und drängte ihn zur Thür. „O folge mir nur heut, ich beschwöre Dich! Wenn Du Dein Leid verschweigen willst, so mußt Du die Kraft haben, es zu verbergen."

„Nun denn," sprach er, sich aufrichtend und mit der Hand über seine Stirn streichend, „so will ich's versuchen, Du hast Recht." Und stehen bleibend

reichte er ihr die Hand hin und sagte: „Esther, Dein Vetter Ernst ist eine Memme geworden."

„O nein, nein," rief sie tief erschüttert, „nur einmal ermattet bist Du, Deine Kraft kehrt wieder, sie erwacht bereits — vorwärts, sie dürfen uns hier nicht finden."

Sie zog ihn in sein Zimmer zurück, wo die Geheimräthin ihnen schon entgegentrat. „Es war so kalt hier," erklärte Esther, „da führte ich Ernst in mein behaglicheres Stübchen. Er ist reisemüde und ein wenig erkältet, wir müssen ihn gleich nach dem Essen zu Bett schicken."

Der Geheimrath war froh, daß die Unruhe ein Ende hatte, konnte aber einiges Grollens über Ernst's Betragen nicht ganz Herr werden. Er that einige kühle Fragen, woher Ernst jetzt komme? warum er so lange geschwiegen? und dergleichen mehr, an deren Beantwortung Esther sich fast mehr als Ernst betheiligte. Nachdem er gesagt, er sei in Paris gewesen, schienen ihrer Plauderlust alle Schleusen aufgegangen, er hatte höchstens Zeit, ein „Ja" oder „Nein" einzuflechten. Die Eltern wechselten lächelnde Blicke über die ungewöhnlich angeregte Stimmung Esther's, und Ernst, gerührt von den liebreichen Anstrengungen des Mädchens, raffte sich auf und sagte wenigstens, er sei in Paris krank gewesen und habe dort wenig gesehen. Damit waren die Fragen nach dort Erlebtem abgewiesen, und Esther hatte wieder Stoff zu zu einem langen Lamento, das ihm so viel entgehen

mußte. Sie zählte Alles auf, was er nicht gesehen, und machte das Gespräch über Paris so lebendig, als es Ernst durch seine frischen Mittheilungen kaum vermocht haben würde.

Der Geheimrath nahm, wie altgewohnt, nachdem er sich vom Tische erhoben, seine Lampe, sagte „Gute Nacht“ und begab sich auf sein Zimmer; die Geheimräthin nahm auf dem Sopha Platz, Esther winkte Ernst in die Ecke neben dieser im Schatten der Lampe und setzte sich auf die andere Seite der Tante. „Jetzt müssen wir Ernst erzählen, was sich in seiner Abwesenheit bei uns Alles zugetragen,“ sagte sie und setzte bittend hinzu: „Erzähle Du, Tantchen, Du weißt es besser, was ihn interessirt.“ Die Tante folgte bereitwillig der Aufforderung und erzählte ein Weilchen fort. Bald aber bemerkte sie, daß er stumm und antheillos in der Ecke lehnte und sagte: „Geh' nur zu Bett, Ernst, Du bist müde und schläfrig. Morgen ist auch noch Zeit, weiter zu erzählen. Schlaf' wohl, mein Sohn, und sei mir morgen ganz frisch.“ Er drückte ihre dargereichte Hand an seine Lippen, sagte „Schlaft wohl“ und ging.

„Gott sei gelobt, daß er da ist,“ sprach die Geheimräthin, als sich die Thür hinter ihm geschlossen. Sie gab noch Befehl, daß der „Herr Assessor“ andern Morgens ja nicht gestört werden sollte, umarmte Esther und entließ sie mit herzlichem Kusse. „Geh' auch Du schlafen, mein liebes Kind,“ sagte sie, „wir wollen gleich morgen anfangen, viel Versäum-

tes nachzuholen zum Feste. Es giebt noch alle Hände voll zu thun.“ Esther nickte und versprach nach besten Kräften zu helfen.

In der That freute sie sich der Thätigkeitspläne der Tante, die so weniger Gelegenheit bekam, auf Ernst zu achten. Ach, welches Leid drohte dem Glücke der lieben Menschen! Was war Ernst geschehen, was hatte er gethan, das ihm den Frieden raubte? Unwillkürlich hefteten sich ihre Gedanken an Charlotte, die „reizende Libelle.“ Ob Ernst sprechen würde? Sollte sie ihn fragen? sich gewaltsam in sein Vertrauen drängen? Morgen nicht, morgen wollte sie ihn nur beobachten, und studiren, wie ihm zu helfen sei. „Ich habe Deinen Brief erhalten, aber zu spät,“ so hatte er gesagt, und das war das Geständniß, daß Charlotte es sein mußte, von welcher das Weh ausging, welches ihn verzehrte. — So grübelnd und hin und her denkend, blieb Esther noch lange wach, trotz des Rathes der Tante, sich bald zur Ruhe zu begeben. Es war ihr, als könne sie nicht schlafen gehen über diesem Weh, als müsse sie erst zu seiner Abwendung etwas thun, oder wenigstens wachen und beten. Endlich half es doch nichts, sie legte sich nieder, aber erst gegen Morgen schloß der Schlaf ihre müden Augen.

Die Tante schaffte schon ein ganzes Weilchen im Hause umher, bevor Esther zum Frühstück kam und nun verdoppelten Eifer, zu helfen, entwickelte. Ernst schlief noch, wie der heizende Diener rapportirt hatte. Später schellte er nach dem Kaffee, und bald darauf

kam er ausgehend, Gutenmorgen sagend, und hielt sich nicht auf. Zu Tische erschien er wieder. Der Geheimrath war in guter Stimmung, lächelte, neckte die Frauen und ließ sich sein Lieblingsgericht vortrefflich schmecken. Die Mutter hatte den Kopf voll Weihnachtsgedanken, war mit Ernst's Befinden und Stimmung noch nicht ganz zufrieden, ertheilte ihm liebreiche Rathschläge, er sollte ein wollenes Jäckchen anziehen und ein Mittagsschläfchen halten, auch Abends vor dem Schlafengehen ein Glas Grog trinken. „Daß Du uns nur zum Feste ganz gesund und munter bist," sagte sie. „Wie freu' ich mich auf mein Enkelchen, das ich seit seiner Geburt nicht gesehen. Es ist ein halb Jahr her, wie wird es sich verändert haben! Und Else! Wie glücklich wird sie sein, wieder einmal im Vaterhause einzukehren und alle alten Freunde wiederzusehen. Der Himmel gebe nur, daß nicht irgend eine Störung in das schöne Fest fällt."

Ernst's Augen waren starr auf die gemüthlich plaudernde und sorgende Mutter gerichtet. Er rang nach Athem, erhob sich und ging hinaus.

„Da, Esther! Das wollene Jäckchen, reich's ihm noch schnell zur Thür hinein, ehe er sich legt," rief die Geheimräthin, das genannte Kleidungsstück aus dem Schrank nehmend und ihr übergebend. Esther lief damit hinaus und klopfte an Ernst's Thür. Er hatte sie bereits innen verriegelt und schickte sich

langsam zum Oeffnen an. Stumm, mit thränenumflorten Augen reichte sie ihm das Kleidungsstück.

„Nimm es als einen Liebesgruß Deiner Mutter,“ sagte sie, als er bitter lächelnd zögerte, es zu nehmen. „Es erwärme Dein Herz und erlöse es von seiner Erstarrung.“ Sie sah ihm bittend in die glanzlosen Augen, wandte sich traurig und ging. Er schloß seine Thür und schob den Riegel vor. „Wie wird sich's lösen, wie wenden!“ klagte Esther, als sie allein auf ihrem Zimmer beschäftigt saß.

Malchen kam, brachte vollendete Weihnachtsarbeiten und empfing dafür die Kunde von der unerwartet großen Anzahl Schülerinnen. Ein Quartier hatte sich für diesen Fall schon gefunden und konnte nun gleich gemiethet werden. Die Armen lebten auf, die Zukunft hatte ein ganz anderes Gesicht. Das Glück auf dem Gesicht des guten Mädchens that Esther in innerster Seele wohl; aber um so schneidender war die Erinnerung an den hoffnungslosen Schmerz in den Zügen Ernst's. Er ließ sie nicht ruhen, es war ihr, als müßte sie es vermögen, das Oel der Beruhigung in die wilden Wogen seiner Verzweiflung zu gießen, und fühlte doch seinem Schweigen gegenüber ihre Hände gebunden. Aber sie wollte wachen, der Augenblick zu handeln konnte kommen und sollte sie finden.

Als man zur Kaffeestunde in gewohnter Weise sich wieder vereinigte, zog der Geheimrath einen Brief aus der Tasche und reichte ihn Ernst hinüber.

„Da," sagte er, „Nachricht von Deinem Reisegefährten, wenn auch leider nicht die besten."

Ernst saß bleifarben und stierte das Blatt an. Der Brief war von Reinhold an den Geheimrath und lautete:

„Hochverehrter Herr!

Mit aufrichtigem Bedauern über die Unruhe, welche Ihnen das räthselhafte Verstummen Ihres Herrn Sohnes, unseres lieben und verehrten Freundes, seit einiger Zeit verursacht, beklage ich von Herzen, Ihnen keine neuen Nachrichten über denselben geben zu können. Er hat uns vor ungefähr drei Wochen so unerwartet und plötzlich verlassen, daß dieses so jäh ohne Abschied von uns Gehen auch uns allerdings befremdend sein mußte, um so mehr, als unser Verhältniß, trotz der kurzen Wochen, in welchen wir uns nahe waren, ein sehr inniges geworden war. Ich hatte mich der angenehmen Hoffnung hingegeben, ihn bis gegen Weihnachten in unserer Nähe zu behalten, denn so war sein Wille anfänglich, als er uns hierher begleitete, gewesen. Wir hatten uns so schön mit einander eingerichtet, er war mir ein interessanter Gefährte und meiner Frau ein liebenswürdiger Gesellschafter und Beschützer in all' den Momenten, in welchen die Sorgfalt für meine sich glücklicherweise mehr und mehr befestigende Gesundheit mir nicht gestattete, ihr das alles selbst zu sein. Meine Frau, auf welche das hiesige Klima leider eine entgegengesetzte Wirkung hat als auf mich, daß heißt, eine

nicht günstige, ist seit einigen Wochen recht leidend und vermißt um so mehr die angenehme Gesellschaft, welche bisher zu ihrer Unterhaltung und Erheiterung so wesentlich beigetragen. Für neue Bekanntschaften erklärt sie zu verstimmt zu sein, und so ist denn uns Beiden durch den Abgang Ihres Herrn Sohnes eine Lücke entstanden, welche uns höchst empfindlich ist. Sollte er, wie ich zuversichtlich hoffe, bereits zu Ihnen zurückgekehrt sein, so haben Sie die Güte, ihm dieses Schreiben mitzutheilen, damit er daraus unsere Gesinnungen entnehme und uns gelegentlich eine Aufklärung über sein geheimnißvolles Benehmen gebe, wie es unter Freunden gebräuchlich zu sein pflegt. Unsere wärmsten Grüße für ihn folgen bei. Mit dem herzlichsten Wunsche, Ihre Sorge möge bereits der Vergangenheit angehören, hochachtungsvoll und ergebenst Reinhold."

Ernst's Augen durchwühlten die Worte des Schreibens, das Blatt zitterte in seiner ehemals so festen Hand, er mußte es auf den Tisch legen, um lesen zu können. Er beugte sich tief über, man konnte seine Züge so nicht erkennen, und Esther plauderte mit den Eltern von Gott weiß was, von Malchen's Freude, Elsens Ankunft, die nun auf morgen bevorstand, und nahm alle Aufmerksamkeit für sich in Anspruch. Dabei hatte sie Sammlung genug, zu vernehmen, wie der neben ihr sitzende Ernst die Worte: „Krank, seit Wochen!" zwischen den Lippen zerdrückte, und wie sie doch um jeden Preis

sich Bahn brechen mußten aus der wunden Tiefe, wie ein erstickter Schrei der Verzweiflung. Sie zitterte, er müsse sich jetzt verrathen, was sollte er antworten auf die Frage des Vaters? Sie sprang auf, als falle ihr eben etwas Vergessenes ein.

„Komm schnell, schnell, Ernst," rief sie von der Thür zurück, „ich habe einen guten Gedanken und brauche Deine schleunige Hülfe." Sie kam zurück, zog ihn empor und hinaus, und draußen führte sie ihn still in sein Zimmer und trat mit ihm ein. Er sank in den Stuhl bei der Thür und legte sein Gesicht in beide Hände. Sie blieb schweigend vor ihm stehen.

Minuten waren verronnen, er hatte sich noch nicht geregt und schien es gar nicht zu wissen, daß Esther bei ihm.

„O Ernst, was soll daraus werden?" sprach sie nun mit sanften, tiefen Tönen, die weich wie ferne Accorde seine wunde Seele berührten. Er ließ die Hände sinken und schaute auf, mit erloschenen Augen.

„Wenn Du Dein heißes Weh verschweigst, so wirst Du zu Grunde gehen, und darfst Du das? Hängt nicht an Deinem Glück das Deiner Eltern und Schwestern? Ich, die eine dieser Schwestern, bitte für die andere mit, die morgen kommt und sich so innig auf das Wiedersehen freut."

Er zuckte schweigend die Achseln.

„So kann, so darf es nicht bleiben," fuhr Esther fort, „wir müssen, wenn Du Dich nicht zu erraffen

vermagst, einen Ausweg finden, der Dir Erleichterung schafft und die Deinen täuscht.“ Sie legte die Stirn in die Hand und sann nach, in tiefem Ernste, die Blicke zu Boden geheftet.

„Ja, finde einen Ausweg, Esther,“ sagte er, „der sie täuscht, — Erleichterung für mich würdest Du vergebens suchen.“

„So mußt Du sagen, Du seist krank,“ sprach sie nach einiger Zeit, „und den Arzt in das Vertrauen ziehen. Laß Dir Stubenarrest geben und Ruhe verordnen. Kommen die Deinen zu Dir, die Dich so zärtlich lieben,“ — ihre Thränen stürzten im Mitgefühl bei dieser Vorstellung, doch faßte sie sich und fuhr fort — „so bittest Du sie mit einigen herzlichen Worten, daß sie Dir vorlesen sollen. Es muß aber bald geschehen, bevor Else und die Ihrigen kommen. Ich will gehen, der Mutter sagen, Du fürchtest krank zu werden, und sie bitten, zum Arzt zu schicken.“

„Zu unserem alten Hausarzte?“ wandte Ernst ein, „nein, der wäre nicht der rechte Mann. Dein Vorschlag ist sonst gut, aber der alte Geheime Medicinalrath, der in der Thür stehend schon ein Recept entwirft und durch abnorme Fälle seine Ansichten nicht durchkreuzen läßt, — dazu die freundschaftlichen Beziehungen zu meinem Vater — es geht nicht.“

„Nun, denn ein Anderer,“ drängte Esther, „nenne einen Andern.“

Er schwieg lange, dann sagte er: „Gereon.“

Sie zuckte zusammen. „Gereon,“ sprach sie leise

und sinnend, „und ich soll Deine Mutter bitten, nach ihm zu schicken —“

„Ja, thue das, Esther. Er ist ein Bekannter von mir, welchen ich sehr hoch halte. Dazu jung genug, um — vor der Leidenschaft nicht zu erschrecken und doch an sie zu glauben. Schicke nach Gereon, Esther, und nun laß mich allein und sorge, daß ich ungestört bleibe.“

Er sah nicht den Blick des Kampfes, welcher aus Esther's Auge brach, er hörte nicht den Widerspruch ihres Herzens und erkannte nicht die Aufopferung, mit welcher sie sich in das Unabänderliche ergab. Wäre Ernst nicht so krank im Herzen gewesen, wie er es war, so würde sie ihn gebeten haben, einen andern Arzt zu wählen; aber durfte, konnte sie das jetzt? Zu Gereon hatte er Vertrauen, das war von der größten Wichtigkeit und entschied in diesem Augenblicke Alles. Wenn Esther erst mit sich in's Klare gekommen, wenn sie erkannt, was das Richtige, dann handelte sie entschlossen und ohne zersplitternde Nebenrücksichten. Wohl trauerte sie, daß sie nun sich der scheinbaren Pflege Ernst's, welche sie zu besserer Verschleierung der wahren Zustände hatte übernehmen wollen, nicht so unterziehen konnte, wie sie zuerst beabsichtigte, aber es ließ sich nicht ändern, und wenn Gereon das Vertrauen Ernst's rechtfertigte, so war viel gewonnen und sie nicht mehr so nöthig. Vielleicht, daß er die Wege fand, auf den erschlafften Geist Ernst's glücklich einzuwirken und ihn schneller

aus den Tiefen eines verzehrenden Wehs empor zu retten.

Sie gab also sogleich den Auftrag: der Herr Assessor lasse seinen Freund, Herrn Doctor Gereon, um einen baldigen Besuch bitten, und erst nachdem die Tante ihr Schläfchen ungestört gehalten, theilte sie ihr schonend mit, der Luftwechsel scheine Ernst doch zu bedrücken, sie habe ihm zugeredet, den Doctor holen zu lassen; aber er habe sich vor den langen Recepten des Geheimraths gefürchtet und einen jüngeren Freund bitten lassen. Er hoffe so besser zum Ziele zu kommen.

„Es ist gut," entgegnete die Geheimräthin, „denn Ernst ist wirklich unwohl, ich wollte schon heute heimlich zum Doctor schicken und zögerte nur, weil ich weiß, Ernst hält nicht viel von seiner veralteten Manier, und weil ich nicht sicher war, wie er es aufnehmen würde."

Sie wollte zu Ernst hinübergehen, aber Esther berichtete, er wolle versuchen, ob ihm ein recht langer, ungestörter Schlaf gut thue, und habe gebeten, nicht gestört zu werden, bis der Doctor komme, den er allein zu sprechen wünsche.

Um fünf Uhr schellte es. Esther saß allein in ihrem Zimmer und hörte die bekannte Stimme Gereon's nach dem „Herrn Assessor" fragen. Dann hörte sie Ernst's Thür gehen, und nun umfing sie bange, gedankenschwere Stille.

Gereon hatte geklopft. Es ertönte darauf kein

„Herein", sondern ein schwerer, langsamer Schritt näherte sich von innen hörbar der Thür, es wurde ein Riegel zurückgeschoben und geöffnet. Als Gereon, dessen Gesicht mehr und mehr den Ausdruck geschärfter Aufmerksamkeit annahm, eingetreten war, verriegelte Ernst sofort wieder die Thür. Die beiden jungen Männer standen sich einen Augenblick gegenüber und maßen einander mit prüfenden Blicken.

Gereon, der einige Jahre ältere Studiengenosse Ernst's, nahm nach raschem Ueberblick das Wort mit der einfachen Frage:

„Was willst Du von mir, Ernst? Ich fürchte, es ist diesmal der Arzt, dessen Du bedarfst."

Es zog etwas wie der Hauch eines wehmüthigen Lächelns über die bleichen Züge Ernst's, auf welchen seit Kurzem sich Schatten und Linien gelagert, welche ihn um Jahrzehnte gealtert erscheinen ließen. Er schüttelte den Kopf und sagte:

„Nur im gewissen Sinne bedarf ich des Arztes, eines Arztes, welcher mein Vertrauen besitzt." Gereon reichte ihm stumm die Hand. „Du sollst mich nämlich nicht curiren wollen," fuhr Ernst mühsam sprechend fort, „nur eine Comödie aufführen helfen, die Meinigen zu täuschen. Sieh' mich nicht so prüfend an, Gereon, mit Deinen großen, klaren Augen" — Gereon wandte sie ab und führte Ernst zum Sopha, woselbst er sich mit ihm niederließ — „wisse, was ich zu sagen vermag — ich bin elend und soll glücklich scheinen, Esther verlangt es von mir — sie hat

Recht; da ich nicht sprechen kann, muß ich mein Unglück verbergen können. Ich kann es nicht, ich wandle wie ein Todter unter ihnen, sie sprechen zu mir, und ich höre es nicht, sie sorgen um mich, ich fühle es nicht. Esther will, ich soll mir Stubenarrest und Ruhe verordnen lassen, damit ich Luft gewinne und unter dem Deckmantel der Krankheit meine Stimmung verbergen kann. Für den Augenblick ist der Rath gut, denn — sie wollen ein Fest feiern, es kommen Verwandte — davor kann das Mittel mich retten, und so wird noch am ersten ihre Ruhe geschont." Er schwieg und starrte vor sich nieder.

„Es ist in der That das Beste so," nahm Gereon nach einiger Zeit das Wort. „Ich werde den Deinigen sagen, eine Nervenverstimmung, veranlaßt durch den raschen Wechsel des Klimas, und eine Erkältung fordern Ruhe und Schonung. Sie sollen Dich getrost einige Tage Dir selbst überlassen. Das Weitere findet sich. Thue aber auch das Deinige dann, Freund. Mannesschultern müssen die auferlegten Lasten tapfer tragen und nicht sich ihnen beugen. Du bist im Augenblick thatsächlich krank, wenn auch meine Tränke Dir nichts helfen können."

„Es scheint mir Kinderspiel, die Lasten eigenen Elends durch's Leben zu tragen," rang Ernst zwischen den Zähnen, wie zu sich selbst redend, hervor, „im gleichen Elend aber das Theuerste vergehend zu wissen und nichts ändern können — — — Sie fabeln von der Möglichkeit, daß die Sonne einmal aufhören

könne, unserem Planeten zu scheinen — Dichterphantasien malen an dem Bilde der allgemachen Erkaltung des lichtlosen Erdkörpers, des Ersterbens aller Vegetation, deren arme Kinder erst mit farblos schmächtigen Armen sehnend nach dem entschwundenen Lichte langen, eh' sie, welk und trüb am Boden hinkriechend, verkommen und verwehen im allgemeinen Zerfall — —"

Er stierte Gereon an wie geistesabwesend. „Es paßt nicht," fuhr er fort, „denn meine Sonne riß ich vom blauen, heitern Himmelszelt hinunter in den Abgrund des Entsagens, da wir nun Beide verkohlen und verbrennen in ungelöschter Qual!" Er warf sich zurück im Sopha und schlug die gerungenen Hände über die starren Augen.

Gereon ließ ihn einige Zeit gewähren, dann erhob er sich und schellte. Er gab dem eintretenden Diener einige leise Befehle und trat seiner Rückkunft harrend an das Fenster, Ernst scheinbar außer Acht lassend. Der Diener brachte frisches Wasser und leinene Tücher. Gereon netzte die Tücher mit dem eiskalten Wasser, rang sie aus und trat damit zu Ernst. „Du hast Dich in der That so aufgeregt, daß eine Abkühlung Dir Noth thut," sprach er mild und legte ihm leise die kühlenden Tücher auf Kopf und Stirn. „Ich muß doch etwas verordnen, wenn ich einmal da bin," fuhr er flüsternd fort, wie im Einverständniß mit Ernst, „wir bleiben aber bei der Natur. Da, trinke von dem frischen Wasser, mit reichlich Zucker — ich möchte

Dich gern zum Einschlafen bringen, es ist mir, als müßtest Du lange nicht geschlafen haben, Deine Nerven sind furchtbar angespannt. Oder hast Du Schlaf?"

„Schlaf? seit Wochen nicht," erwiderte Ernst, sich willenlos seinen Anordnungen fügend.

„Hm," sagte Gereon und trat an den Bücherschrank. Er nahm wie in Gedanken ein Buch heraus und begann zu lesen. Er ließ sich scheinbar in das Lesen vertieft, in einem Stuhle nieder und schien Ernst weiter keine Beachtung zu schenken. Nach einiger Zeit, in welcher Ernst unbeweglich gelegen, vertauschte Gereon das warm gewordene Tuch leise mit einem frischen, Ernst schien es kaum zu bemerken.

So fuhr er einige Stunden fort, in denen die Mutter im Wohnzimmer auf den Schritt des fortgehenden Arztes lauschte, um ihn hereinzuwinken und zu hören, was er über den Zustand des Kranken denke, und Esther sie zu beruhigen strebte mit den Worten: „Sie verplaudern sich, das ist das Beste für Ernst." Endlich ertönte der Schritt, und Esther verschwand durch eine Seitenthür.

„Nun, er beruhigt mich, der Fall sei nicht ungewöhnlich," berichtete später die Mutter, „wir sollen Ernst nur Zeit und Ruhe lassen und ihn fern halten von der Unruhe des Festes. Es ist jammerschade, daß der arme Junge gerade jetzt krank sein muß, wo Else kommt mit den Ihrigen und wir so froh zusammen sein könnten! Das Fest muß ihrer und Deinetwillen seinen Fortgang haben — gut nur, daß sein

Zimmer so abgelegen und daß der Trubel im Wohnzimmer sein Ohr nicht erreicht. — Der Doctor sagt, Schlaf wäre die Hauptsache jetzt, man solle lieber nicht hineingehen, wenn er nicht schelle, denn ein Erwecktwerden, wenn die erregten Nerven endlich einmal in Schlaf gefallen, wäre äußerst nachtheilig. Jetzt aber gehe ich leise und sehe, wie es ihm geht, es ist doch unmöglich sich so total abweisen zu lassen."

Sie ging. Ernst hatte, als Gereon sich leise und unbemerkt entfernt, die Thür nicht verschlossen, und so war es möglich, daß die Geheimräthin ungehört eintreten konnte. Ernst lag noch in der gleichen Stellung, in welcher Gereon ihn verlassen, das nasse Tuch um die Schläfen, die Augen wie dämmernd halbgeschlossen. Leise konnte die Mutter das Tuch von seiner Stirn lösen und es frisch befeuchtet auflegen, und so einige Male fortfahren, ohne daß Ernst sich bewußt wurde, daß nicht mehr Gereon ihm diesen Dienst erweise. Theilnahmlos und versunken ließ Ernst Alles über sich ergehen, die Augen starrten blicklos in's Leere, er regte sich nicht.

Aber Esther wußte, er hatte seit Mittag nichts genossen; sie schlich hinaus und holte etwas Suppe und Brod. Er trank auf ihre Bitte etwas von der Suppe, ließ das Brod liegen, und nachdem er einmal aufgeschaut und gesagt: „Du bist es, Esther?" sank er in seine vorige Stellung zurück und legte Esther ihm die kühlende Binde wieder um die Schläfe.

Esther hatte, als sie das Süppchen holte, der

Tante gesagt, sie hoffe, Ernst schlafe unter den kühlenden Tüchern allgemach ein, wenn nur jede Störung vermieden werde. Deshalb werde sie ihre Arbeit nehmen und bei ihm sitzen bleiben. Die Thür gehe unhörbar, sobald sie ihn also schlafen sehe, könne sie sich entfernen und wolle ihr dann Nachricht bringen. Die Tante wäre lieber selbst bei ihm geblieben, aber Esther wußte ihr zu beweisen, wie sie noch allerlei zu thun habe und jeden Augenblick hinausgerufen werden würde, während nach einem so überflüssigen Dinge wie sie kein Mensch verlange; und also sei es jedenfalls das Beste, daß sie für heute die Pflege übernehme.

So saß sie still im Rücken Ernst's und nähte. Von Zeit zu Zeit erneuerte sie die Tücher, dann setzte sie sich geräuschlos wieder an den kleinen Tisch, mit der nach Ernst zu beschatteten Lampe und arbeitete weiter. Es war ganz still im Hause geworden. Der Onkel befand sich in einer Gesellschaft bei seinem Minister, die Tante steckte in den Zimmern der erwarteten Kinder Gardinen auf, der Bediente war fortgeschickt worden, nur das Mädchen hörte man einige Male über den Corridor streifen und die Entréethür öffnen und wieder schließen.

Es mochte acht Uhr vorüber sein, als dies auch wieder geschah. Ernst's Zimmer lag am entgegengesetzten Ende des Corridors, nur in der Stille, welche in demselben herrschte, war das Geräusch des Oeffnens und Schließens vernehmbar. Esther's schar-

fes Ohr vernahm jetzt ein kurzes, leises Wechselgespräch, dann den unterdrückten Ausruf einer fremden weiblichen Stimme — ein Rauschen wie von streifenden seidenen Gewändern. „Jetzt noch Besuch?" dachte sie lauschend und horchte, wer wohl so spät noch zur Tante käme. Aber was war das? Das Rauschen näherte sich eiligst, es verlor sich nicht an der Thür der Tante, es kam näher — Gott im Himmel, was richtete das ungeschickte Mädchen für Verwirrung an, sie mußte die Thür falsch bezeichnet haben, — jetzt gerade hatten Ernst's Augen sich mehr geschlossen — nun sollte sie zur Thür eilen und sie schließen! Rasch wie ein Pfeil flog sie auf leisen Sohlen zur Thür — zu spät, sie that sich auf, und eine fremde Frauengestalt erschien auf der Schwelle. Zugleich erhob sich Ernst, mit geisterhaften Zügen die Erscheinung anstarrend, dann ein Aufschrei aus zwei Kehlen, ein Vorwärtsstürzen — — mitten im Zimmer stand die Fremde, Ernst lag zu ihren Füßen und umschlang ihre Kniee, sein Angesicht in ihre Gewänder drückend. Sie neigte sich hochathmend über ihn, faßte seinen Kopf zwischen beide Hände und rief mit leidenschaftlich vibrirender Stimme, die wie gepreßter Jubelruf klang: „Ich bin gekommen, Ernst, wir halten uns, nun ist ja Alles gut!"

Esther hatte starren Blickes, mit abwehrend ausgestrecktem Arm die Scene beobachtet; nun wandte sie sich ab, legte ihr Angesicht in beide Hände und weinte. Sie hatte begriffen, daß es Charlotte war, und der

Geist des beleidigten Gatten schwebte ihr über der Gruppe. So durfte Liebe leben, athmen und schwelgen? Nein, es konnte nicht sein, sie sahen den Abgrund nicht, dem sie zueilten, sie mußten erwachen, damit sie dem Verderben entrissen würden. Sie erhob entschlossen das Haupt und die thränenschweren Augen — da stutzte sie von Neuem. In der geräuschlos geöffneten Thür stand Gereon und ließ seine gespannten, theilnahmvollen Blicke von dem umschlungenen Paare zu Esther gleiten, die bleich und erschüttert und feierlich gehoben zugleich sich aus kurzem, schwerem Kampfe aufgerichtet hatte. Nach schnellem, scharf forschendem Ueberblick trat Gereon, welcher zögernd auf der Schwelle verweilt, in das Zimmer herein und schloß die Thür hinter sich, ja er schob sogar noch den Riegel vor, und schritt dann leise auf Esther zu, als wolle er schützend ihr zur Seite stehen. Traurig schaute sie zu ihm auf, aber es lag etwas wie vertrauensvolle Zuversicht in ihrem Blick, so kurz und flüchtig er auch war. Sie wandte sich nun ihrem durch Gereon's unerwarteten Eintritt einen Augenblick unterbrochenen Vorhaben wieder zu und trat leise auf das noch immer in der erwähnten Stellung verharrende Paar zu. Schnell wie ein Gedanke war Alles aufeinander gefolgt und kaum eine Minute seit dem Eintritt der Fremden verflossen. „Ernst," sagte Esther, ihre Hand auf seine Schulter legend, und ihre gedämpfte Stimme klang wie Harfenton durch das dumpfe Schweigen, welches einige Augenblicke in dem

großen, spärlich erleuchteten Zimmer geherrscht hatte, „Du bist nicht allein mit — Deinem Gast.“

Bei den letzten Worten erhob sie die wunderbar sprechenden Augen vorwurfsvoll fragend zu der Fremden, welche erröthend die unvermuthete Erscheinung musterte und dann mit einem zornigen Aufflammen in den leidenschaftlich erregten Zügen sich abwendend sagte: „Sie kennen nicht die isolirende Gewalt der Liebe — wir sind allein.“ Und sich Ernst wieder zuneigend und sich bemühend, seinen Kopf aufzurichten, rief sie flehend halb und halb gebieterisch: „Erwache, Ernst, ich bin bei Dir!“

Und nun richtete Ernst sich auf und erhob sich. Die feuchten Haare hingen ihm in verworrenen Strähnen in das geisterbleiche Angesicht, seine Augen lagen erloschen in tiefen Höhlen. Mit einem erschreckten Ausbruch wich Charlotte einen Schritt zurück, um sich dann leidenschaftlich an seine Brust zu werfen.

Er drängte sie sanft zurück. „Charlotte,“ sprach er, und seine Stimme klang wunderbar klar und fest, „wir konnten nichts für das Erwachen unserer Liebe, es wäre aber ein Verbrechen, wollten wir uns dem Genusse derselben hingeben. Wir müssen es vorziehen, an der Wunde dieser Liebe zu verbluten, und dürfen die Schuld nicht auf uns laden, Deinen edlen, arglos vertrauenden Gatten zu betrügen. Flüchte Dich vor Deiner eigenen Schwäche an sein edelmüthiges Herz und bitte ihn, um unseres redlichen Kampfes willen uns zu vergeben. Und in der treuen Erfül-

lung Deiner Pflichten wirst Du die Kraft zum Leben finden."

„O schweige, ich beschwöre Dich," rief Charlotte verzweiflungsvoll, „sprich nicht von ihm, nenne nicht ihn, der zwischen Deinem und meinem Glücke steht. Die Liebe ist frei wie der Vogel in der Luft, an Ketten geschmiedet sterben ihre Lieder — die meinige, Ernst, mußte frei sein, sie hat ihre Fesseln gebrochen, das Gefängniß gesprengt, hier liegt sie zu Deinen Füßen, Ernst, sie will nur Dich noch, nur Dein sein."

Ernst wich einige Schritte zurück und streckte zugleich seine Hand nach Esther aus, welche eben, Gereon nachwinkend, mit diesem das Zimmer verlassen wollte.

„Ich lasse Dich jetzt ruhig allein," flüsterte sie, sich ihm nähernd, „Dein Schutzgeist ist erwacht und wird Euch schützen."

„Nein, Mädchen, bleibe," bat Ernst, „und auch Du Gereon, mein Freund. Bleibet, um Euch zu erbauen an dem Siege, welchen die Tugend im Kampfe gegen die leidenschaftlichen Forderungen des Herzens im Busen Charlottens erringt, bleibet, um zu sehen, wie sie die Ehre ihres edlen, hochherzigen Gatten höher hält als ihr Glück, wie sie reiner und größer sich erhebt, je härter der Kampf! Erheben Sie sich, Charlotte," setzte er, sich zu ihr niederbeugend, hinzu und faßte ihre Hände, um sie emporzurichten, „stehen Sie auf und schauen Sie empor, lassen Sie mich le-

sen in Ihrem Auge, daß ich aus Ihrer Seele spreche, wenn ich sage — lebe wohl, für immer!"

„Du kannst es nicht," wimmerte sie, „Du weißt es, daß ich die Kraft nicht habe. Soll ich leben, um elend zu sein? Die Seligkeit verlieren, kaum daß ich sie gefunden? Kannst Du leben wollen ohne mich, und wissen, daß ich elend bin wie Du? daß ich einem Andern angehöre?"

„Ich weiß nicht, wie ich leben werde ohne Dich und wissend, daß Du elend bist wie ich," rang er mit furchtbarer Anstrengung hervor, „aber ich weiß, daß unser Glück nicht erbaut werden darf auf den Trümmern des zerstörten Glückes jenes Andern, dem Du gehörst, laut älterem heiligeren Anrecht; daß wir nicht leben können und Frieden haben, wenn wir die Achtung vor uns selbst verloren."

„Chimäre," schrie Charlotte auf und sprang empor, „Phantasterei! Das einzig Wahre, wofür zu leben sich lohnt, ist das Glück, und mein Glück bist Du, Ernst, wie ich das Deine!"

Ihre leidenschaftlich sprühenden Augen rollten umher und trafen Esther und Gereon, welche auf Ernst's Bitte in stummer Uebereinstimmung geblieben waren. Gereon hatte die unerhörte Anstrengung beobachtet, welche der kranke Freund aufwenden mußte, um Herr der Situation zu bleiben, welche mit ihrem verführerischen Reiz so sehr an seinem tief verwundeten Herzen riß. So fest und bestimmt der Ton seiner Stimme und der Sinn seiner Worte auch waren, so hinfällig

und wankend stand er da, an den Tisch gelehnt, den er krampfhaft festhielt, um sich aufrecht zu erhalten.

„Madame," sagte der junge Arzt, „mein Patient wird ohnmächtig werden, wenn diese schmerzlich erregende Scene sich noch einige Augenblicke weiter hinausspinnt. Schonen Sie ihn und erschweren Sie ihm den sauer errungenen Sieg nicht noch grausam."

Er hatte ruhig, entschieden gesprochen, wie der Arzt seine Verordnungen zu geben pflegt, drängte jetzt den vergehenden Freund in einen Sessel nieder und winkte Esther, sich Charlottens anzunehmen. Esther näherte sich dieser und bat sie flüsternd, ihr einen Augenblick in ein anderes Zimmer zu folgen, bis Ernst sich einigermaßen erholt haben würde. Sie machte Einwendungen; Ernst sei nur krank aus Sehnsucht nach ihr und werde sich erholen, sobald man sie allein mit ihm lasse. „Wer hat ein Recht, sich zwischen ihn und mich zu drängen?" rief sie bebend vor Zorn und Leidenschaft, und eilte auf ihn zu, der fast leblos im Sessel lag.

Gereon hielt sie zurück. „Sie tödten ihn, gnädige Frau," flüsterte er ihr zu, und sie sanft zur Thür geleitend, an welcher Esther ihrer harrend stand, übergab er sie dieser, welche ihre Hand ergriff und, sie nach sich ziehend, das Zimmer mit ihr verließ.

Sie mußten das finstere, kleine Gemach durchschreiten, welches zwischen ihrem Zimmer und dem ihres Vetters lag, und auf den Corridor hinaustreten, um durch die nächste Thür zur Linken in Esther's Zim-

mer zu gelangen, da der Schlüssel zur Verbindungsthür nicht in Gebrauch zu sein pflegte.

Esther's Zimmer erhellte eine kleine herabgeschraubte Lampe mit mattem Schein, und während Esther an den Tisch trat, um sie höher aufzuschrauben, warf sich Charlotte in die Sophaecke und schluchzte laut und heftig in ihr Taschentuch. Esther ließ sie einige Zeit gewähren, dann verstummte das Schluchzen und die Weinende richtete das Haupt empor. Mit kaltem, stolzem Blicke maß sie Esther und sprach mit halb grollender Stimme: „Das Schicksal hat Sie mir zur Vertrauten gegeben — es war nicht mein Wille so."

„Und auch der meinige nicht," entgegnete Esther sehr sanft, indem sie näher trat und vor Charlotten stehen blieb; „aber wenn es Sie trösten kann, daß Ernst mir vertraut wie einer Schwester —"

„Ja, ich weiß es," erwiderte Charlotte, „Sie sind seine Cousine Esther, er hat mir von Ihnen erzählt. Nun, wenn Sie etwas für mich thun wollen, so erzählen Sie mir von ihm, seiner Heimkehr, seinem Leben und Verhalten seit seiner Rückkunft."

Esther ließ sich neben Charlotte in die andere Ecke des Sophas nieder und begann nach kurzem Sinnen: „Da ist nur Trauriges zu sagen. Nachdem seine armen Eltern, denen er stets ein liebreicher, rücksichtsvoller Sohn gewesen, sorgenvolle Wochen wegen des Ausbleibens jeder Nachricht von ihm zugebracht und endlich mein Onkel an Ihren Gatten geschrieben, um Auskunft zu erlangen, trat er eines

Abends bei uns ein, krank und gebrochen, ein Schatten von dem, was er einst gewesen. Er schleppte sich in dumpfer Betäubung hin, ich errieth seinen Kummer und suchte das Auge der sorgenden Mutter irre zu leiten; der Arzt unterstützt mich, sie glaubt ihn nur körperlich krank." Esther schien noch mehr sagen zu wollen, aber sie schwieg zögernd und schaute Charlotte prüfend an.

„Und ich sollte mich von ihm trennen, da er elend ist ohne mich?" fuhr Charlotte auf; „ihn verlassen im Elend und selber elend sein? — nein, ich verstehe nicht zu entsagen; wo mein Herz ist, da muß ich selber sein, wo ich liebe, will ich besitzen, alles Andere ficht mich nicht weiter an. Nichts vermag mich von ihm zu trennen." Sie trocknete ihre Augen, die entschlossen funkelten, und lehnte sich, die Arme unterschlagend, mit dem Ausdrucke vollster Entschiedenheit zurück.

Esther erhob sich, noch bleicher, als sie die ganze Zeit dieses Zusammentreffens über schon gewesen. Zürnender Ernst lagerte sich auf ihre schöne, reine Stirn. Sie that einige langsame Schritte nach dem Fenster hin und blieb hier, von Charlotten abgewendet, sinnend stehen, indem sie eine heftige Bewegung niederzukämpfen strebte. „O Liebe, wo ist dein Strahlenkleid!" zog es schmerzlich klagend durch ihre Seele. Sie deckte einen Augenblick die Hand auf die Augen, wie wenn sie sie schützen wollte vor dem Schauspiel egoistischen Wahnes, das sich vor ihnen hier ab-

spielte. Dann athmete sie hoch auf, strich über ihre Stirn und wandte sich Charlotten wieder zu.

„Es ist sehr schwer für mich," nahm sie, vor der kalt abgeschlossen Dasitzenden stehen bleibend, leise und fest das Wort, „mit einem jungen, von der Liebe noch unberührten Herzen, das kaum den ahnungsdämmernden Traum ihrer idealen Hoheit wagt, hineinzuschauen in das tobende Meer unerlaubter — Leidenschaft." Sie mußte sich einen Augenblick sammeln, ehe sie fortfahren konnte.

„Leidenschaft!" warf Charlotte ein; „jawohl, ich sehe es, Sie wissen von der Liebe nichts, denn was wäre sie anders als eine Leidenschaft, gewaltig, verzehrend, die Alles verweht wie der Sturm, was sich hemmend und hindernd in ihren Weg werfen will."

Esther schüttelte langsam das Haupt. „Nein," sprach sie leise, „die Liebe soll sein wie die Flamme auf dem Altar, die, unverweht von wilden Stürmen, eine leuchtende Säule, aufwärts steigt zu reineren Sphären; sie soll unser Wesen läutern und seine reinste, heiligste Blüthe sein; sie soll uns durchglühen mit jenem himmlischen Feuer, das sich als Wunderkraft in unser Thun und Wollen legt und uns nicht wanken läßt, sei es im Glücklichsein, sei's im Entsagen. Wenn die Liebe ruft, gilt es, von sich zu werfen was Fehl und Sünde heißt und schwächlich Zagen, auf daß das Gefäß, unser Herz, rein sei wie eine Opferschale, und würdig, den Himmelssegen dieses Gefühls zu empfangen."

Sie schwieg sinnend, und ihr begeistertes Auge ruhte forschend auf Charlotten, welche, ein Gemisch von Ungeduld und Verwirrung, die unruhigen Blicke bald hebend, bald senkend, vor ihr saß. Sie wollte sprechen und schien die Worte nicht zu finden.

Esther fuhr fort: „Jenseits dieser schweren Stunde, in welcher Ihnen die edle Festigkeit Ernst's eine herrliche Stütze ist, werden Sie jubeln über die Kraft zum Siege, welche Sie Ihrem fast erliegenden Herzen abgerungen. Hören Sie mich, Charlotte, um des Vertrauens willen, das Ernst mir zollt, ich mahne Sie an Ihren Gatten, an seine edle, vertrauende Liebe, und frage Sie im Namen der weiblichen Ehre und Tugend, wo weilt er jetzt? Wo wähnt er, daß Sie sich befinden? Haben Sie ihm ihr krankes Herz erschlossen, oder lebt er in Täuschung, auf Ihre treue Liebe bauend? Sprechen Sie, Charlotte, es ist der Busen einer Freundin, der sich Ihnen bietet, ergießen Sie Ihr ganzes Weh hinein, ich fühle mich jetzt stark genug, Ihnen zur Seite zu stehen und diesen schweren Kampf mit Ihnen zu kämpfen. Fassen Sie Muth, zu thun, was einzig Ihrer würdig ist, und Ihre Pflicht mit starkem Willen zu erfassen. Sie lieben Ernst — nun wohl, Sie kennen seinen Willen. Sie haben gesehen, er hat sich tapfer selbst bezwungen, Sie sahen es, wie seine Kraft versagte und wie er doch nicht wankte im harten Kampf. Retten Sie seine Achtung, Charlotte, das wird Ihnen allgemach Frieden geben. — Wie wollen Sie leben, wenn Sie

dieser unwerth geworden, wie der eigenen und der Ihres Gatten?"

Charlotte sprang auf. „Zu ihm," rief sie schluchzend, „zu ihm! Noch einmal will ich ihm sagen, daß ich ohne ihn nicht leben kann, dann mag er entscheiden, wenn er's vermag!"

Sie war zur Thür hinaus, bevor Esther es hindern konnte. Erschrocken folgte sie ihr. Noch ehe sie Ernst's Zimmer erreicht hatten, war indeß in Esther die Hoffnung erwacht, Gereon werde den Freund entfernt haben, um eine Wiederholung dieser schmerzlichen Auftritte zu verhindern. Und so war es. Das Zimmer war leer, die Lampe erloschen — laut aufschreiend stürzte Charlotte mitten im Zimmer zu Boden.

Esther machte Licht, schloß die Thüren und kniete zu der Bewußtlosen nieder. Nach langer Mühe gelang es ihr, sie in's Leben zurückzurufen und die leidenschaftlich Erregte dahin zu bewegen, ihre lauten Schmerzausbrüche zu mäßigen. Esther versprach ihr, morgen Nachricht von Ernst zu bringen, sie solle sich nur für jetzt ermannen und nach Hause zurückkehren. Es war ihr allmählich gelungen, Charlotte in ein Gespräch zu verflechten, das, obgleich unterbrochen von vielen leidenschaftlichen Thränenergüssen, ihr doch enthüllt hatte, wie die haltungslose Heftigkeit und der Egoismus des verzogenen Kindes Charlotte getrieben, die zärtliche Nachgiebigkeit ihres arglosen Mannes zu plötzlichem Verlassen des ihm so heilsamen südlichen Klimas zu veranlassen, und wie er sie auf ihren

Wunsch hierher gebracht, an welchem Orte sie den Winter nun verweilen gewollt, um in Ernst's Nähe zu sein.

Esther schauderte bei diesem Bekenntniß, dessen Charlotte sich gar nicht zu schämen schien. Sie fuhr fort in dem rücksichtslosen Ergusse ihrer Mittheilungen, welchen Esther mit den peinlichsten Gefühlen zuhörte.

Sie hatte sich die Consequenzen ihres Benehmens nicht klar gemacht, war unbedacht den gebieterischen Trieben ihres Herzens gefolgt, und erst je näher sie dem muthmaßlichen Aufenthalte Ernst's gekommen, desto gewaltiger hatte sie der Drang erfaßt, aus ihren bisherigen Verhältnissen sich loszureißen. Erst mit diesem Gefühl war ihr das Bewußtsein gekommen, daß sie eine Untreue an ihrem Gatten begehe. Diese Erkenntniß aber hatte nicht die Wirkung, sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Sie besaß nicht die Kraft und die Tiefe des Gemüths, welche dazu erforderlich gewesen wären. Wie sie die tiefe Liebesgüte und die reiche Natur ihres Gatten nie verstanden, welcher ihr, der verzärtelten einzigen Tochter schwacher Eltern, das Glück seines Lebens vertraut und in dem Besitz der reizenden, gefeierten Frau sich wirklich glücklich und zufrieden gefühlt, wozu seine eifrigen Studien, die ihn nur wenige Stunden des Tages Charlottens Gesellschaft genießen ließen, wohl wesentlich beigetragen haben mochten — wie sie die seltene Liebenswürdigkeit ihres Gemahls nie zu würdigen gewußt, mit

derselben leichtfertigen Oberflächlichkeit war sie jetzt bereit gewesen, sein Glück und die Ruhe seines Herzens zu zertrümmern, hatte sie ihn am Abend verlassen, unter dem Vorwande, das Theater besuchen zu wollen, und Ernst aufgesucht, mit dem Vorhaben, sich von diesem nicht mehr zu trennen. Kein Gedanke der Theilnahme kettete sie mehr an ihren Gatten, keine Stimme des Gewissens wurde in ihr laut, kein Zweifel an dem freudigsten Eingehen Ernst's auf ihre Vereinigung regte sich in ihr, als sie ihn aufzusuchen ging.

Die Ahnungen Esther's hatten also damals wahr gesprochen, als sie das „libellenhafte Flattern" der „dreißigjährigen" Frau stutzig gemacht. Ein gefährlicher, gedankenloser, eitelkeitgetränkter Leichtsinn war es gewesen, welcher Charlotten den verführerischen Reiz der Unbefangenheit und jene Freiheit des Benehmens gegeben, welches ihre Bewunderer gefesselt und selbst den ernsten, in allen Ansichten so strengen Vetter Ernst zu berücken und aus seinem schönen männlichen Gleichgewicht zu bringen vermocht. Esther empfand zwar Mitleid mit der rathlosen Verzweiflung Charlottens, aber kein sympathischer Zug sprach zu ihren Gunsten in ihrem Herzen. Es war ihr völlig unklar, wie diese Frau, die allerdings eine äußerlich imponirende Erscheinung und ein dämonisches Augenpaar besaß, in ihrer gegenwärtigen Gemüthsstimmung jedoch ohne jeden Liebreiz erschien, eine solche Gewalt über das Herz des sonst so ruhig festen Mannes,

als welchen sie Ernst kennen gelernt, zu üben fähig war. Dem jungen, noch so wenig welterfahrenen und doch so ernsten Mädchen erschien die um zehn Jahre ältere Frau wie ein unfertiges, eigenwilliges, thörichtes Kind, das man aus Erbarmen beaufsichtigen und leiten müsse, weil es sich und Anderen sonst Schaden bereite. Mehr und mehr gerieth sie in die dominirende Rolle hinein und brachte, fein und scharfsinnig wie sie war, durch eingeflochtene Querfragen Charlotte zu einigem Erschrecken über sich selbst und die Lage, in welche sie sich gebracht.

Esther beschwor sie, an dem edlen Vorbilde Ernst's zu erstarken, reuig zu ihrem Gemahl zurückzukehren und durch verdoppelte Pflichterfüllung und Sorge für das Wohl des kaum vom Grabesrande Erretteten ihre Fehltritte zu sühnen. Als Charlotte leicht erwähnte, Reinhold habe sich heute von der Schnelligkeit der Reise angestrengt gefühlt und ein wenig Blut gehustet, da ging Esther mit an die Brust gedrückten Händen lange schweigend im Zimmer auf und ab. Ihr Herz zog sich zusammen, verschlossen war ihr Gefühl für diese Frau, die so den Beruf der Gattin entweihen konnte. Es trieb sie hinauszugehen und die Unselige ihrem Schicksal zu überlassen, die beruhigend ermahnenden Worte, welche sie bisher geredet, erstarben auf ihrer Lippe. Aber sie gedachte der Tante, welcher sie diesen Eclat ersparen mußte, sie gedachte Ernst's, seines männlichen Entschlusses

und seines krankhaften Körperzustandes, und raffte sich auf und that sich Gewalt an.

O welch eine Last hatte der Zufall auf ihre jungen Schultern geworfen, welche Wunde schlug die Nothwendigkeit ihrem Herzen, in dieses Wirrsal von Sünde und Thorheit eingreifen, ihren Sinn damit beschäftigen zu müssen!

Sie kehrte zu der noch immer heftig Weinenden zurück und blieb vor ihr stehen. Charlotte blickte auf und wollte reden, doch sie blieb stumm. Der Anblick Esther's hatte sie überrascht; sie schien ihr größer als vorher, der Ausdruck des Erbarmens, welcher bisher ihre edlen Züge mit mildem Glanz erhellt, war gewichen und hatte einer Erhabenheit Platz gemacht, vor welcher Charlotte die Augen zu Boden senkte.

„Diese traurige Scene muß, wie Sie einsehen werden, gnädige Frau, ein Ende nehmen," begann sie mit gedämpfter Stimme. „Meines Vetters Entschluß, Sie nicht wiederzusehen, steht, wie aus seiner Entfernung hervorgeht, fest. Sie würden ein unsühnbares Unrecht begehen, wollten Sie verharren bei einer Handlungsweise, zu welcher Sie eine gedankenlose Leidenschaft verleitet, die Sie bei gewissenhafterer Ueberlegung auf's tiefste beklagen werden. Wo wollen Sie Schutz und Hülfe suchen gegen sich selbst, als bei Ihrem so tief beleidigten Gatten? Wollen Sie die Heimath an seinem Herzen verscherzen und sie eintauschen gegen das Gefühl der bittersten Reue?

gegen eine Verlassenheit unter Menschen, deren Achtung Sie für immer verscherzt? Wollen Sie hier so lange verweilen, bis die Mutter des armen Ernst eintritt, um sich nach dem Befinden ihres kranken Sohnes zu erkundigen?

Es raschelte an der Thür, Charlotte und Esther fuhren auf. Man hatte geklinkt. Es war verschlossen.

„Ich komme mit einem Auftrage von Ernst," ließ sich Gereon's Stimme von außen vernehmen, „und muß bitten, mich einzulassen." Charlotte hatte schon geöffnet, als sie den Namen vernommen, und hing mit gespannten Blicken am Munde des Eintretenden. Esther fühlte sich wesentlich erleichtert, nicht mehr allein mit der Aufgeregten zu sein, und Gereon, welcher sogleich einen besorgten Blick auf sie geworfen, las das Gefühl der Erlösung in ihrem Auge.

„Unser Freund," begann er zu Charlotten gewendet, „versuchte es zu schreiben, was er Ihnen noch zu sagen hat; die Krankheit aber, welche durch eine allzu tiefe Erschütterung seines ganzen Organismus in seinem Körper sich vorbereitet, hat sich in diesem Augenblicke zu einem so heftigen Paroxysmus gesteigert, daß er die Feder nicht zu führen vermochte. Vernehmen Sie also, gnädige Frau, aus meinem Munde, da mich der Zufall zum unverschuldeten Zeugen Ihres Zusammentreffens gemacht, was Ernst Ihnen zu sagen hat. Er klagt sich bitter an, in einer schwachen Stunde nicht Herr genug über sich geblieben zu sein, seine Liebe für Sie, gnädige Frau, als Ge-

heimniß zu bewahren. Er beschwört Sie, jenes Geständniß zu vergessen, das ewig trennend, wie ein bodenloser Abgrund, sich zwischen Sie und ihn gelegt. Er fleht Sie an, in diesem Augenblicke stark zu sein und mit dem kurzen Traume voll zu brechen, durch vollste Hingebung an Ihren edlen Gatten das durch Ernst verschuldete Unrecht an diesem zu sühnen und, gehoben durch das Bewußtsein eines reinen Willens, die Kraft zum Leben und Wirken zurück zu gewinnen. Und nun hören Sie die Worte, mit welchen er seinen Auftrag schloß. „Sage ihr," sprach er, indem er sich gewaltsam aufraffte, „daß unsere Ehre den Gedanken einer möglichen einstigen Vereinigung nicht erträgt, selbst wenn Charlotte einstmals frei werden sollte, und deshalb bringe ihr mein Ehrenwort, daß ich mich hiermit für alle Zeit von ihr losreiße und sie nie, niemals wiedersehen will."

Charlotte sank lautlos in einen Sessel. Vor dieser Sprache verstummte ihr Gefühl, versiegte ihr Denken. Das sollte Liebe sein? Hatte die Liebe zu ihr keine größere Gewalt über ihn gewonnen? Er vermochte ihr zu entsagen, da sie zu ihm kam und ihm Alles opfern wollte! Eine zornige Beschämung ergriff sie, sie verhüllte ihr Angesicht, sie vermochte den Blicken der Beiden nicht zu begegnen.

„Gnädige Frau," nahm Gereon das Wort wieder auf, „das Theater muß sogleich zu Ende sein, wenn Sie mir erlauben, bringe ich Sie nach Hause."

„Nun wohl, es sei," sprach sie nach einigem

Zögern, das Gesicht aus dem Tuch erhebend und weder rechts noch links schauend, und ohne ein Wort des Abschiedes zu Esther schritt sie hinaus.

Gereon folgte ihr, doch nicht ohne vor der bleich und erschöpft auf die Lehne des Stuhles sich stützenden Esther, mit dem Ausdruck besorgtester Theilnahme sich tief zu verneigen.

„Was soll ich Ernst's Mutter sagen, wenn sie kommt und ihn vermißt?" fragte sie leise und schnell.

„Es ginge gut, ich habe ihn zu einem Spaziergange bewogen. Sobald ich Charlotte nach Hause gebracht, hole ich Ernst zurück." Damit eilte er Charlotten nach.

Esther mußte sich einen Augenblick in einen Sessel niederlassen und die Augen schließen, um sich zu sammeln. Aber sie sprang alsbald wieder auf und lief hinaus. Sie hatte der Tante Nachricht versprochen und durfte nicht länger damit ausbleiben. Es war ein harter Gang, welchen sie antrat, denn sie durfte nicht die Wahrheit reden, die das Kleid ihrer Seele war, und erröthend berichtete sie, daß Gereon gekommen und Ernst zu einem Gange in die erfrischende Luft beredet habe. Als die Mutter den Kopf zu diesem „modernen Wagstück" ernstlich besorgt schüttelte, tröstete sie, der Arzt wolle ihn selbst zurückbringen und hoffe das Beste von diesem Herausreißen für Ernst's verstimmte Nerven.

Es verging wohl noch eine Stunde, bevor der

Schellenzug die Rückkehr der beiden jungen Männer verkündete. Diesmal konnte Esther nichts thun, um die Tante, die lauschend geharrt, vom Heraustreten auf den Corridor abzuhalten. Die Geheimräthin ging den Ankommenden rasch entgegen, während Esther in der geöffneten Thür zurückblieb und mit Freude bemerkte, wie Ernst auf die Mutter zukam, ihre Hand an die Lippen drückte und ihr zwar in mattem, aber doch in ruhigem Tone sagte:

„Mir ist viel besser, gute Mutter, ich hoffe jetzt einen tüchtigen Schlaf zu thun."

„Nun Gott sei gedankt," rief sie erleichtert aus, „so geh', mein Sohn, und schlafe Dir wieder Farbe in die Wangen und Heiterkeit auf die Stirn." Sie strich mit liebkosender Hand an seiner bärtigen Wange nieder, küßte ihr, grüßte den sich empfehlenden Doctor und kehrte zu Esther zurück, welche Ernst erst jetzt von fern erblickte.

„Esther," sagte er und that einige Schritte auf sie zu, wie sie gegen ihn, als sie ihn ihren Namen nennen hörte; aber er fügte nichts hinzu, als „schlafe wohl," wandte sich und verschwand in der Thür seines Zimmers.

„Gott sei gelobt, er wenigstens ist gerettet," klang es in Esther's Seele, die nun, da die größte Besorgniß gehoben, erst empfand, wie sehr sie die Erlebnisse dieses Abends angegriffen hatten. Es war auch spät geworden, sie bedurfte keines Vorwandes sich zurück=

zuziehen. Mit einem doppelt innigen Kusse schied sie von der ahnungslosen Tante, an welcher so schmerzliche Ereignisse und Erschütterungen von ihr unbemerkt glücklich vorübergeführt worden waren. In Ernst's Mienen hatte sie es bei seiner Zurückkunft deutlich gelesen, daß er die Krisis überstanden und daß er nun die Kraft besitzen werde, das Leben in allen seinen Beziehungen wieder aufzunehmen.

Sie trat langsam und schwer in ihr stilles Zimmer. Die Lampe brannte noch, der Teppich, welchen der Fuß Charlottens in leidenschaftlichem Schreiten verschoben, lag noch umgeschlagen, der Tisch war zur Seite geschoben, die Decke herabgezogen — es war, als sei ein böser Geist durch das sonst so heimlich stille Gemach gezogen. Sie glättete und ordnete und sank dann auf den Stuhl im Fenster. Sie hatte eine innige Sehnsucht nach seligem Frieden, sie wünschte sich in ein entlegenes, enges Thal, wohin das Geräusch des Lebens nicht tönt, wo der Sturm nicht Blüthen knickt und die Gestirne des Himmels im klaren Bach sich spiegeln. Friede! wo wohnt er? Wo sollte sie ihn suchen in dieser leidenschaftgestörten Welt! Sollte sie ihn jetzt, gerade jetzt in ihrer Seele wanken fühlen, da ihre Sehnsucht nach ihm fluthend stieg! Sie fühlte sich tief erschüttert durch den Einblick in die Verhältnisse, welche sie von allen Seiten umgaben. Wohin sie auch blickte, war es nicht klar und licht, überall spielten im Dunkel unlautere Motive und Empfindungen und kränkelten die Zustände

an, oder störten das Glück der Redlichen und Besseren. Woran sollte sie sich halten, sie, die nicht besser war als die Anderen, auf daß sie feststehen lerne und den Kopf klar behalten, daß sie sich zu schützen vermöge vor Mißtrauen und Zweifel, die ihr schleichend nahten und ihre verderblichen Krallen in das bis dahin so ruhig klopfende Herz zu schlagen drohten!

So war die Welt, in welche ihre Eltern sie hinausgeschickt! O, hätten sie sie still bei sich behalten, wo der Odem der Liebe wehte, wo sie einen heitern, hoffnungsreichen Frieden im Busen getragen und wo das Bittere ausgeschlossen blieb, das ihr hier so mannigfach nahe trat.

Noch lange saß sie verschränkten Armes träumend und denkend — endlich erhob sie sich, müde von der Last ihrer Gedanken, welche eine so traurig ernste Richtung genommen, und wie um sie in eine andere Welt zu tauchen, holte sie aus dem Schranke eine Mappe mit Kupferstichen und versenkte sich in ihre Betrachtung. In der That erhellte sich nach und nach ihre Stirn, die schmerzliche Spannung ihrer Züge ließ nach und die bleichen Wangen rötheten sich. Mitternacht war vorüber, als Esther die Mappe schloß und zur Ruhe ging. Sie hatte die Lampe verlöscht, der volle Schein des Mondes fiel durch die weißen Vorhänge auf ihr Lager, tiefe Ruhe herrschte im ganzen Hause, wie bei ihr; selbst das nächtliche Geräusch der großen Stadt war für kurze Zeit ver-

stummt. Da zog noch ein Laut durch das stille Gemach — es klang wie Gebet: „Meine Mutter, mein Vater,“ flüsterte Esther, „da ist kein Mißton, da ist der Friede der Liebe.“

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.